



Nils Hirsland

Die Zeitagenten

Aurec ist in der Vergangenheit der Menschheit gestrandet



Band
127

Fanserie der PRFZ

DORGON

*Tiefe des
Chaos*

DORGON

Die Fanserie aus dem Perry Rhodan Universum



Band 127

Die Zeitagenten

Aurec ist in der Vergangenheit der Menschheit gestrandet

Autor: Nils Hirseland

Titelbild: Gaby Hylla

Innenillustrationen:

Roland Wolf, Raimund Peter, Jürgen Rudig, Stefan Wepil, Foto Povolon

DORGON ist eine nichtkommerzielle Fan-Publikation der PERRY RHODAN-FanZentrale. Die FanFiktion ist von Fans für Fans der PERRY RHODAN-Serie geschrieben.

Hauptpersonen des Romans

Aurec

Der Saggittone trifft auf historische Persönlichkeiten

Thora da Zoltral

Die Arkonidin ist Opfer des Zeitchaos

Nathaniel Creen

Der Kopfgeldjäger erlebt zum zweiten Mal den Untergang der Menschheit

Eleonore

Die Positronik der NOVA wird immer menschlicher

Olaf Peterson

Der Reporter aus Berlin trifft Perry Rhodan

Gustav Adolph Larsson

Der Haushofmeister spricht für den Fürsten zu den Herrschern Europas

Inhalt

Hauptpersonen des Romans	2
Was bisher geschah.....	4
Prolog – Der Dämon in Eutin	5
1. Die Suche nach dem Fürsten	8
3. Das königliche Treffen	14
4. Old McDonald has a farm.....	27
5. Der nukleare Football	38
6. Der Koordinator der Apokalypse	41
7. Der gefallene Pilot	47
8. Brisante Veröffentlichung	53
9. Schusswechsel und Flucht.....	57
10. Der Pakt mit der CACC	62
11. 666-Rückwärts.....	68
Epilog – Die IVANHOE II.....	79
Vorschau	82
Glossar	83
Impressum	84

Was bisher geschah

Nistant brachte im Jahre 2046 NGZ das Zeitchaos in die Milchstraße. Temporale Anomalien fegten durch die Galaxis und löschten die Zeitlinie aus. Eine Handvoll Überlebender trifft auf der CASSIOPEIA auf andere in der Zeit gestrandete Lebewesen.

Aurec strandet aus ungeklärten Gründen im Jahre 1776 im beschaulichen Eutin auf der Erde.

Nathaniel Creen erlebt eine Wendung im 2. Weltkriegs im Jahre 1944 und ermodet den jungen Perry Rhodan. 200 Jahre später geht die Erde bei einem Angriff der Akonen und Blues unter.

Im Jahre 1971 erlebt der Journalist Olaf Petersen die Mondlandung der STARDUST, jedoch mit dem Kommandanten Michael Freyt.

Und die CASSIOPEIA unter dem Kommando von Gucky und Constance Beccash sammeln die Überlebenden des Zeitchaos von 2046 NGZ ein.

Es scheint als würden Aurec, Creen und Olaf Peterson von fremden Gestalten überwacht werden, welche die Geschehnisse im Hintergrund lenken. Doch wer sind die ZEITAGENTEN?

Prolog – Der Dämon in Eutin

Aus den Erinnerungen von Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Schleswig-Holstein-Gottorf

Es war der 17. März 1761 als wir uns anschickten, vor der Bettruhe einen beaufsichtigten Spaziergang zu unternehmen. Spielen durften wir das nicht nennen, denn unsere Erziehung sah das nutzlose Vergeuden von Zeit durch Spielereien nicht vor.

Meine Kammerdienerin Guinevere war jedoch guten Herzens und bescherte ihrem Prinzen die ein oder andere Auszeit mit jenem sinnlosen herumtoben in der Natur. Sie war zierlicher als es Mama war. Und sie war kleiner. Ihre Augen blau und ihr langes Haar braun.

Sie war gut zu uns und wir hatten sie ins Herz geschlossen. Das Mädchen mit dem ungewöhnlichen Vornamen tammte aus Wales, einem Land der Britischen Krone, genauer gesagt, sogar ein Teil dieser auf deren Mutterinsel.

Wie dem auch sei, jener 17. März war vom Morgengrauen an etwas bedeckt und trübseligen Wetters. Es schien, als wolle die Sonne ihr Antlitz nicht zeigen, ehe sie nicht vom Monde geküsst wurde, um ihren wohlverdienten Schlaf zu finden. Wir näherten uns der sechsten Abendstunde. Eigentlich hätten wir bereits bettfertig sein müssen. Doch wir hatten die Orientierung verloren – lediglich Guinevere schien den Weg zu kennen. Dabei dämmerte der Abend und mit jeder verstrichenen Minute hüllte die Dunkelheit mehr und mehr ihren finsternen Mantel über unse-

re Köpfe. Wo wir nur waren? War dies schon die Wildkoppel? Wir bekamen es mit der Angst zu tun, unser Herz klopfte wie die Trommeln vom schwarzen Kontinent.

Ein kalter Wind zischte über die Gartenanlage. Waren wir überhaupt noch dort? Das starke Knistern und Rascheln der Blätter in den Bäumen fuhr uns wie ein eiskalter Schauer über den Rücken. Dann zuckte, zischte und donnerte es am Himmel, als würde Gott selbst in größter Gram ein Unheil auf die ihm geweihte Erde entsenden.

Guinevere nahm meine Hand.

»Keine Sorge, kleiner Prinz. Die Götter sind uns wohl gesonnen«, sagte sie. Die Vielgötterei war ein geheimes Überbleibsel ihrer Familie. Sie waren Kelten gewesen und praktizierten ihre heidnischen Bräuche im Stillen. Das war ihr einziger Makel, und ein Wort von mir hätte sie vermutlich ins Gefängnis gebracht – oder Schlimmeres. Sie verschmähte Gott und war unfromm. Und doch trug sie keine Hörner auf dem Kopf oder flog auf ihrem Besen. Wie passte das nur zusammen?

Es regnete in Strömen und wir waren verloren. Wir würden bitterlich in den Fluten des Schauers über Eutin ertrinken. Doch Guinevere zog mich weiter, wir eilten über die Brücke, die über den Schlossgraben in Richtung Stadt führte. Ich blieb stehen, auch wenn mir kalt war.

»Aber wir dürfen nicht in die Stadt. Unser Vater hat es uns auf das Strengste verboten.«

Guinevere beugte sich zu mir herab.

Ihr langes Haar war durchnässt, wie auch ihr weißes Kleid, weshalb wir Dinge an ihr sahen, die uns verwirrten.

»Suchen wir doch in der Sankt Michaelis Kirche Schutz. Pastor Balemann wird uns mit Freuden ein warmes Obdach geben. Sie ist keine hundert Meter von uns entfernt.«

»Aber ... das Schloss doch auch nicht ...«

Sie zog uns mit sich, und wir eilten über die Brücke. Das Tor zum Stadtteil war nicht bewacht. Die Garde würde sich vor meinem Vater zur Verantwortung ziehen müssen. Wir rannten durch den Regen und hielten an einer Häuserwand. Das war nicht die Kirche. Das war ein ruchloser Gang zur Finsternis. Hier trieben sich die untreuen Ehemänner herum und lästerten wider Gott und ihren Eheweibern.

Der dickbäuchiger Mann grabschte ungeniert an einer ebenso beleibten Frau. Uns wurde anders bei diesem Anblicke.

»Weg hier«, bettelte ich. Guinevere zog uns mit. Aus feisten, verlebten Gesichtern starrten uns Weibsvolk und ehrenlose Männer düster an. Es stank nach Fäkalien. Dieser Gang war ein Sündenpfuhl der ungenierten Wollust.

Endlich waren wir wieder in der Achter Straße und eilten entlang der Mauer zum heiligen Grundstück der Kirche. Plötzlich fühlte ich einen unsanften Ruck an meinem Arm und Guinevere ließ meine Hand los ...

Wo war sie hin? Als hätte sich der Boden aufgetan und ein Dämon aus Satans Schoß sie mit seinem gierigen Maul verschluckt. Aber das Gegenteil war der Fall: Vor unserer Nase tropfte Blut auf den Boden der Straße. Wir starrten auf

die rote Lache und trauten uns nicht in den Himmel zu blicken.

»Fürchtet Ihr Euch, junger Mensch?«

Wir sahen schwarze, saubere Stiefel. Sie glänzten und schienen im Besitz eines Edelmannes zu sein. Langsam fuhr unser Blick höher und wir erblickte eine schwarze Hose, einen silbernen Gürtel, ein dunkelrotes Hemd, und den Körper des Mannes in einen bis zu den Knien gehenden, ebenso schwarzen Mantel gehüllt, der vom Regen durchnässte Mantel tropfte das Wasser auf den Boden tropfte.

Der Edelmann beugte sich zu uns herab, und wir starrten in die Fratze des Teufels höchstpersönlich, die dunklen Haare nass und strähnig. Das Gesicht eingefallen, wie das eines wandelnden Toten. Wir vermochten nicht zu schreien, nicht zu weinen – wir waren wie in einem Bann.

»Oh Sohn des Seins, fürchtest Du den Tod?«

Er hielt eine Zierstock in der linken Hand, dessen Knauf den gehörnten Kopf eines Widders darstellte. Ein Tier des Teufels. Ein Vieh des Satans, des Bezelbubs, von Luzifer. Damit deutete der Unheilige nach oben und es tropfte noch immer Blut auf uns hinab, und die Lache zwischen uns wuchs an. Zögerlich, als wollte ich die gewissbringende Wahrheit verdrängen oder hinaus zögern, hoben wir unser Haupt in den Himmel. Auf dem Dach vor dem Haus der St. Michaelis Kirche saß ein Wesen, so schrecklich, dass wir es nicht beschreiben wollten. Es war eine geflügelte Bestie aus einem der Höllenkreise und sie hielt Guinevere Körper in den Armen und nagte an ihrem Hals.

Es wirkte, als lutsche er an ihrem Hals, während Guineveres starre Augen auf uns hinabblickten.

»Fürchtet Euch nicht, Prinz«, sprach das Wesen vor uns. »Der Fürst ist nur hungrig und Euer Kammermädchen hatte sich ihm schon im Garten angeboten. Hm.« Genüsslich blickte der fremde Dämon nach oben.

»Für jemand wie den Fürsten ist das ein Abendbrot mit vielen nützlichen Stoffen für seinen Körper. Aber das versteht Ihr natürlich nicht. Für Euch sind wir Dämonen, wenn nicht gar der Satan höchstpersönlich.«

»Sei ... seid Ihr das denn nicht?«, fragten wir zögerlich.

Das Wesen auf dem Dach glitt mit Guinevere im Arm herab. Es war furchteinflößend, wie eine menschengroße Fledermaus, und doch war sie elegant, wie sie die Magd trug und sanft auf die Straße ablegte. Dann vollzog es eine Verwandlung, wie sie nur Hexen möglich war. Sie verwandelte sich in einen stattlichen Edelmann mit weißem Rüschenhemd, schwarzer Hose und braunen Stiefeln. Er richtete sein Hemd, welches zum Rücken hin zerrissen war. Das glatte, schwarze Haar war zu einem Zopf zusammengebunden, die Haut des Mannes war bleich – und dennoch war er von großer Anmut..

Blut klebte an der Lippe, und er fuhr mit der Zunge darüber. Der Fürst, wie der Andere ihn bezeichnet hatte, gab der sterbenden Guinevere einen Kuss und streichelte ihr nasses Haar. Dann erhob er sich, erblickte uns und macht eine höfliche Verbeugung.

»Merkt Euch, kleiner Prinz aus Eutin. Schenkt niemals einer Frau Euer Herz,

doch nehmt ihre Lieblichkeit und ihren Körper, wenn es Euch danach düngt. Frauen können ein verwirrtes Männerherz vernichten. Seht sie wie einen edlen Tropfen Wein. Doch der muss auch ausgetrunken werden.«

Wir wussten nicht, was wir erwidern sollten. Wir zitterten, waren selber verwirrt und verstanden, dass diese Wesen aus der Hölle – oder wo auch immer sie herkamen – Guinevere ermordet hatten.

Der Andere beugte sich wieder herab.

»Wir haben Eure Provinz auserkoren, die Geschichte Eures lausigen Planeten zu verändern. Doch Eure Guinevere wird das nicht mehr erleben.« Er stand auf, nur um sich über sie zu beugen. Er nahm ihren Kopf in seinen Arm.

»Oh Tochter des Seins, lege jeden Tag Rechenschaft ab, als sei es dein letzter Tag. Denn nun ist der jüngste Tag für dich angebrochen.«

Ihr Arm und ihre Hand zuckten, ehe sie schlaff wurden. Guinevere war tot.

»Prinz? So meldet Euch!«, hörten wir Stimmen aus der Dunkelheit. Sie suchten nach uns.

Die beiden Monster blickten sich an. Der Fürst packte uns mit hartem Griff.

»Wir werden uns wiedersehen, Hoheit!«

Dann ließ er uns los, und wir sackten zusammen. Dann schrien wir. Guinevere war tot und lag vor uns in ihrem Blut. Wir schrien um Hilfe, stießen Gebete zum Herren im Himmel aus, er möge uns beschützen ... als uns endlich die Wachen aus dem Schoss erreichten und den Leichnam von Guinevere mit einer Decke verhüllten. Während wir grübelten, wieso die Aura der Kirche des hei-

ligen St. Michaelis keinen Schutz vor den Dämonen geboten hatte, wurden die Überreste der Guinevere von den Kammerdienern auf einen Karren verfrachtet und wir zum Schloss gebracht. Wir verstanden noch nicht, wieso, doch was wir verstanden war, dass nur Gott allein uns helfen konnte. Und dass wir niemals eine Frau an unser Herz heranlassen durften. Guinevere hatte uns doch verraten. Wären wir im Garten geblieben, wären wir den arg abscheulichen Höllenkreaturen niemals begegnet. Wir mussten uns also vorbereiten auf die Rückkehr des Fürsten und auf das Ende aller Tage.



Mit diesen Worten beendete Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Schleswig-Holstein-Gottorf seine Geschichte und

blickte Aurec erwartungsvoll an. Für Aurec gab es zwei Möglichkeiten: Der Prinz war völlig verrückt oder er hatte eine Begegnung im Jahre 1761 mit waschechten Außerirdischen gehabt, die Aurec nicht ganz unbekannt waren. Die Schilderung des Fürsten erinnerten ihn ganz klar an einen Ylors, die offenbar auch auf der Erde einst ihr Unwesen getrieben hatten und als Vampire bezeichnet wurden. Der Andere war offenbar kein Vampir gewesen, doch auch hier wusste er die Beschreibung einzuordnen. Das klang nach Nistant.

Es war kein Zufall, dass sie dem Prinzen als Kind über den Weg gelaufen waren und es war auch kein Zufall, dass Aurec in diese Epoche gelandet war. Ein Mann der Außerirdische getroffen hatte, war etwas besonderes. Besonders da es sich um Medvecâ und Nistant handelte. Er musste dieses Rätsel lösen.

1. Die Suche nach dem Fürsten

Es war Nacht über Eutin, doch Aurec war noch wach. Er hatte vorsichtig die Rollläden in seinem Gemach verschlossen, so dass niemand von außen das Licht seiner Mikropos sehen konnte. Außerdem trug er kleine Kopfhörer, damit er die Informationen von Mr. Terrapedia auf dem Kosmogenen Segler hören konnte. Er selber gab die Anweisungen nur schriftlich über das Touchpad vom Display. Es würde ihn nicht wundern, wenn Gustav Larsen des Nachts durch die Gänge schlich und an den Türen lauschte.

Aurec ließen die Erzählungen des Kronprinzen Peter Friedrich Wilhelm

keine Ruhe. Das war kein Hirngespinnst eines labilen Adligen, der als Kind den Mord an seiner Kammerdienerin erlebt hatte und das irgendwie versuchte zu verarbeiten. Diese Beschreibung des Mörders, eines Vampirs, trafen auf einen Ylors zu. Die Bezeichnung Fürst deutete auf Fürst Medvecâ hin. Gab es eine Verbindung zwischen Medvecâ und dem Haus Schleswig-Holstein-Gottorf? Gustav Larsen hatte doch auch von einem Fürsten erzählt. Bisher dachte Aurec, dass es einfach eine saloppe Bezeichnung für den Herzog war. Doch was, wenn nicht?

Der zweite Fremde in der Geschichte des Prinzen war eindeutig Nistant. Au-

rec war aufgeregt und angespannt zugleich. Was wollten die beiden in dieser Epoche, die so lange vor der Zeit Perry Rhodans war? Es war offensichtlich, dass in dieser Zeit irgendetwas an der Geschichte der Menschheit verändert wurde.

Wieso in Eutin?

Hätten sie dafür gesorgt, dass die rebellierenden Amerikaner gegen Großbritannien verlieren, dann wäre sicherlich niemals die USA gegründet worden und hätten Perry Rhodan auf den Mond geschickt. Doch Eutin war weltpolitisch völlig bedeutungslos, sah man von ihren Verbindungen zum russischen Zarenhaus einmal ab. Peter Ulrich und die spätere Katharina die Zweite hatten sich 1739 hier kennengelernt. Aber das hatte keine Auswirkungen auf Perry Rhodan. Dessen Vorfahren stammten aus Bayern und Lothringen.

Mr. Terrapedia konnte auch keine Hinweise auf Vampirismus finden. Natürlich suchte er auch nach Hinweisen auf Medvecâ, doch es gab keinen Adligen mit diesem Namen in geschichtlichen Erwähnungen.

»Ich empfehle Ihnen, das Stadtarchiv aufzusuchen. Dort könnten Sie vielleicht Hinweise auf Mythen und unerklärliche Ereignisse finden, die auf die Anwesenheit eines Ylors Rückschlüsse ziehen.«

Aurec seufzte, aber Mr. Terrapedia hatte wohl recht. Er deaktivierte den Mikropos und legte sich schlafen.



Am nächsten Morgen brach er früh in Richtung Stadtarchiv auf, welches sich

im Eutiner Rathaus am Markt befand. Einige Bürger schlenderten bereits über den Markt und prüften das Angebot der Händler, die ihre Stände und Wagen bereits errichtet hatten. Es duftete nach frisch gebackenem Brot. Aurec ging an einigen der Stände vorbei. Es wurde Fisch, der weniger gut duftete, angeboten, allerlei Gemüse und Fleisch von Wild und Geflügel. Das war wohl der übliche Handelsmarkt einer Stadt –so etwas würde es vermutlich noch in hunderten von Jahren geben.

Am Tor zum Rathaus wartete ein Mann in einem blauen Anzug und weißen, zeitgemäßen Kniesocken. Das Haar war schwarz, und er trug keine Perücke. Er wünschte Aurec einen guten Tag und stellte sich als Franz Jakob vor, der stellvertretende Archivar der Stadt.

»Kommt, Herr, ich führe euch eiligen Schrittes zum Archivar höchstpersönlich.«

Sie betraten das Ratsarchiv, das voller Bücher und Dokumente war, die wild durcheinander auf Schemeln und Tischen lagen. Einige waren auch in Holzregale einsortiert. Es roch modrig in diesem Raum.

»Sie wissen gar nicht, wie viel Arbeit das macht, hier Ordnung zu einzuführen. Das wird meine Lebensaufgabe.«

»Jakob, der Stadtarchivar. Das hört sich doch nach einer ehrenvollen Aufgabe an«, sagte Aurec. Der Staatsdiener lächelte, ehe ein unangenehm lautes »Franz, wo ist er denn?« hinter den Regalen zu hören war. Dann lugte ein altes Gesicht zwischen Bücherstapeln hervor. Es war eingefallen, das Haar weiß, die Bartstoppen auch, und er selber wirkte ganz und gar nicht gepflegt.

»Das ist der Herr Ratsarchivar, Professor ...«

»Ich stelle mich selbst vor, wenn ich es für nötig halte«, unterbrach der Alte und stand auf. Er stützte sich mit zitternden Armen auf dem Tisch ab.

»Nun, denn, was wünscht der Herr, Gast des Herzogs.«

Bevor Aurec antworten konnte, winkte der Alte schon ab und seufzte. »Ach, dieser Friedrich August. Vier Fürstbischöfe habe ich schon überlebt. Und den alten Friedrich August, ja den überlebe ich auch noch.«

»Wie alt seid Ihr denn, wenn ich fragen darf?«

»87 Jahre sind es schon. Geboren im Jahre 1689 des Herren.«

Das war für diese Zeit schon ein biblisches Alter, so nannte man das wohl auf Terra in Anlehnung an alte Leute in der Religionsschrift Bibel. Aurec nahm Platz. Franz Jakob brachte eine Karaffe Wein. Aurec würde nicht mit der Tür ins Haus fallen und ließ den alten Mann erst einmal erzählen.

»Damals, da hieß der Herr von Eutin nur Fürstbischof. Der Fürstbischof des Hochstifts zu Lübeck. In dieser Zeit fiel der letzte Angriff auf das Schloss. Damals war ich nur zehn Jahre alt und ich erinnere mich noch gut ...«

»Wenn ich unterbrechen dürfte. Der Angriff fand 1705 statt«, korrigierte Jakob.

Der Alte wurde aggressiv. »Was weiß er denn schon? Ist er dabei gewesen?«

»Nein, entschuldigt bitte«, antwortete Jakob und verneigte sich.

»Nun, schenke er mir Wein ein. Dann erzähle ich die Geschichte vom großen

Nordischen Krieg oder auch einem Eutiner Erbfolgekrieg ...«

Der Ratsarchivar schilderte die Problematik. Fürstbischof August Friedrich war kinderlos gewesen, als er am 2. Oktober 1705 gestorben war. Der Leibmedicus hatte damals die Nachricht geheim gehalten, bis eine Kompanie an Gottorfer Soldaten aus Neustadt in Holstein das Schloss erreicht hatte. Das Königreich Dänemark wollte ihren Favoriten einsetzen, während die Gottorfer Prinz Christian August wollten. Aurec wusste nun, dass der Kompanieführer der Gottorfer Familie Capitain Nummers hieß. Der Leibmedicus, Doktor Förtsch, rief Christian August sodann als neuen Fürstbischof aus. Und damals gab es das Domkapitel, welches von Christian August mit reichlich Geld überzeugt wurde, ihn zu akzeptieren. Der Medicus wurde dann als Justizrat ein Mitglied der Regierung.

»Der neue Fürstbischof Christian August reiste wieder nach Schleswig zu seinem Familiensitz. Nachdem die Dänen ihren Favoriten nicht durchsetzen konnten, marschierten sie im Dezember von Segeberg los. Ein Regiment Dragoner, ein Regiment Infanterie sowie vier Feldkanonen und einen Mörser unter dem Kommando von General Passow erreichten am 30. Dezember 1705 die Stadt und besetzten sie. Daran kann ich mich noch gut erinnern. Wir fürchteten die Rache der Dänen und hatten Angst vor Brandschatzung und Vergewaltigung. Capitain Nummers verweigerte die Übergabe des Schlosses. Die Dänen schafften es noch nicht einmal über den Schlossgraben und mussten sich zurückziehen.«

Der Alte lachte.

»Dann sprachen die Sechspfünder am nächsten Tag und richteten großen Schaden an. Ich verfolgte damals, wie die Dänen die schweren Kanonen auf die Wildkoppel brachten. Nur drei von denen, denn das vierte Geschütz hatten sie vor der hochgezogenen Schlossbrücke platziert. Im Gefecht wurde General Passow verwundet. Sein Bein musste amputiert werden, und er starb am 7. Januar 1706. Dann folgte auf Befehl von Fürstbischof Christian August die Kapitulation der Gottorfer. Sie marschierten unter Nummers Kommando zurück nach Neustadt. Es dauerte bis in den April, ehe die Dänen nach Verhandlungen und vielen Zahlungen endlich aus Eutin abzogen und die Gottorfer wieder die Kontrolle übernahmen. Ja, das war quasi der Aufstieg von Christian August.«

Eine durchaus interessante Geschichte, wenn man sich für die Historie irgendwelcher Dörfer im Nirgendwo interessierte. Aurec suchte jedoch weniger nach Machtkämpfen, sondern nach Mysterien in der Geschichte Eutins.

Doch der Alte fuhr unbeirrt fort. »Es war sehr turbulent unter diesem Fürstbischof, der seine Ländereien schließlich doch eine gewisse Zeit an die Dänen verlor. Aber er war es auch, der das Schloss ausbaute und den wunderschönen Barockgarten anlegte. Ja, ja. Da habe ich selber geholfen und stand unter des Fürstbischofs Dienst. Nun ja, dessen Sohn Karl ging eine Verbindung mit der Tochter von Zar Peter dem Großen ein. Der Bund zwischen dem Hause Schleswig-Holstein-Gottorf und dem russischen Reich war mehr als folgenreich.«

Der Archivar seufzte und trank den Wein. Franz Jakob grinste gequält und warf Aurec einen vielsagenden Blick zu.

»Doch Christian August starb 1726 und sein Sohn Karl wurde Fürstbischof. Zu dieser Zeit litt der junge Kerl bereits an den Blattern, woran er in St. Petersburg auch verstarb. Den habe ich nur als junger Bub getroffen. Ich selber war bereits Kammerdiener der erlauchten Herrschaften und übernahm Sekretariatsdienste von allerhöchster Wichtigkeit. So wurde ich Verantwortlicher für das Ratsarchiv und Stadtarchiv. Und Adolf Friedrich wurde 1727 neuer Fürstbischof. Der Hochstift Lübeck war immer noch ein begehrtes Objekt für Dänemark, Schweden und nun auch Russland. Adolf Friedrich war ein Liebhaber der prunkvollen Kultur, doch sein Weg führte ihn nach Schweden. Dort wurde er König, und 1750 bestieg Friedrich August den Thron in Eutin und Lübeck. Und der lebt heute noch. Im Gegensatz zu Adolf Friedrich, der sich 1771 mit 14 Semlor, Hummer und Heringe zu Tode gefressen hatte.«

Aurec hatte nun die Fürstbischöfe aus dem 18. Jahrhundert kennen gelernt. Nun war die Zeit der Höflichkeit aber vorbei.

»Erzählt mir von Mythen. Was gab es für unerklärliche Dinge in Eutin und Umgebung?«

Der Alte starrte ihn erschrocken an.

»Ihr sprecht von Ereignissen wie dem des Bauernmädchens aus dem Ukleisee? Soll ich euch davon erzählen?«

Aurec winkte ab.

»Oh nein, diese Geschichte ist mir noch bestens in Erinnerung«, antwortete

te er in Anspielung auf seine Begegnung mit der Untoten.

»Hm, die Akten der Hexenverbrennung sind sehr umfangreich. Der Zauber des Hexers Hans Klindt zum Beispiel, der 1615 den guten Bürgermeister Thomas Bahr verhexte. Der Rat sprach Klindt für nicht schuldig, doch brave Bürger aus Eutin richteten diesen gefährlichen Unhold dann auf eigene Faust.«

Die Gesinnung des Mannes wurde Aurec noch deutlicher vor Augen geführt. Die Begriffe Selbstjustiz und brave Bürger passten nicht zusammen. Ein Mob dummer, aber gefährlicher Abergläubischer hatten diesen Mann ermordet.

»Nein, gibt es Berichte über Vampire?«

Der alte Archivar starrte Aurec entsetzt an und schwieg mit offenem Mund.

»Gibt es keine Untersuchungsberichte über den Tod der Kammerdienerin des Prinzen? Sicherlich gab es eine polizeiliche Untersuchung?«

»Ihr geht jetzt besser, Herr«, forderte der Alte und versteckte sich wieder hinter den Bücherstapeln. Aurec sah fragend zu Franz Jakob, der auch eine ratlose Geste machte. Der junge Mann geleitete den Saggittonen aus dem Raum.

Als sie draußen waren, wurde er redseliger. »Der Tod der Kammerdienerin in den Kindertagen des Prinzen ist ein Mysterium. Der offizielle Bericht ist nur wenigen bekannt. Aufgrund der Grausamkeit vermutet man einen groben Mörder, einen Metzger. Ihr wurde damals der Kehlkopf herausgerissen. Der junge Prinz musste das mit ansehen.

Der Mörder ward nie gefunden. Seine Phantasien von Vampiren und Dämonen schienen wohl eine Rechtfertigung des Geistes zu sein, das unvorstellbare zu erklären. Herr, seid kein Narr. Vampire gibt es im schönen Eutin nicht.«

Franz Jakob lächelte und verneigte sich, ehe er wieder ins Rathaus ging. Aurec kehrte zum Schloss zurück. Die Kammerdiener waren arg beschäftigt und Soldaten durchsuchten alles. Aurec ging zu Gustav Larsen.

»Sagt, was ist geschehen?«, wollte Aurec wissen.

»Nun, die Wachen sind vorsorglich, bevor die erlauchten Herren zur Konferenz eintreffen.«

»Die Konferenz?«

»Ja, deshalb seid auch Ihr ja hier, nicht wahr?«

Gustav Larsen lachte grunzend.

Eine Kutsche donnerte auf den Vorplatz. Hinter ihr vier Reiter in gelber Uniform. Die Kutsche hielt, und Bernhard von Hollen kümmerte sich sogleich um die Pferde.

»Das dürfte unser erster Gast sein«, vermutete Larsen.

Die kastenförmige Kutsche war vergoldet. Rote Vorhängen hingen in der Kabine. Vier stattliche weiße Pferde zogen das Gefährt. Bernhard von Hollen öffnete die Tür. Hinaus schritt ein wohl genährter Mann im mittleren Alter. Seine Haut war gebräunt, was bedeutete, dass er aus einer sonnigen Region stammte. Er trug eine weiße Perücke und einen gelbroten, reichlich verzierten Anzug mit weißen Kniestrümpfen zu den schwarzen Lackschuhen.

Die braunen Augen des Mannes warfen einen verächtlichen Blick auf den

Vorhof des Eutiner Schlosses. Dann stieg er die Treppe hinab.

Gustav Larsen eilte an Aurec vorbei und begrüßte demütig den Gast.

»Oh, edler Herr! Seid willkommen in unserer kleinen Residenz des Herzogtums Oldenburg. Im Namen des Herzogs von Oldenburg heiße ich demütigst den Marquese willkommen.«

Der Mann stellte sich vor Larsen. Er betrachtete ihn, wie ein geringeres Wesen. Das gefiel Aurec nicht.

»Wohl an, Señor, wir sind hungrig und durstig von der beschwerlichen Reise. Sie führte uns durch allerlei Länder, deren Gastwirte nicht für eine angemessene Verpflegung sorgen konnten.«

Der Adlige war nicht unbedingt groß, aber dafür breit gebaut. Er fing nun schallend an zu lachen, wobei Aurec die Pointe entgangen war.

»Also, gebratene Fasane in meinen Bauch, Gustav.«

»Ein Buffet zur Stärkung steht im Garten für euch bereit, Don Señor.«

»Worauf warten wir dann noch? Sohn, komm endlich!«

Aus der Kutsche stieg ein vielleicht 15 Jahre alter Knabe, schlaksig und mit harten, unfreundlichen Gesichtszügen. Er wirkte so, als würde er sich nicht wohl fühlen. Gelangweilt stieg er aus der Kutsche.

Gustav winkte nun Aurec herbei.

»Darf ich euch bekannt machen? Das ist Don Diego de la Aurec aus Übersee. Er ist ein Grundbesitzer in Kalifornien.«

Aurec nickte dem Adelsmann zu.

»Und das ist der Marquese Rodrigo Vicente de la Siniestro aus Spanien. Nebst seinem Sohn, dem Kronprinzen Don Philippe Alfonso Jaime de la Siniestro.«

Aurec starrte beide eine Weile perplex an. Dann musste er kämpfen, seine Verwunderung zu kaschieren. Vor ihm stand der Emperador des Quarteriums. Natürlich würde es Jahrtausende dauern, bis er diese Position innehaben würde, doch Aurec sah hier die junge Version des Despoten.

»So, so, einer aus Neuspanien. Wir sind gespannt auf eure Geschichten. Wie geht es dem alten Antonio Maria de Bucareli y Ursua?«, fragte Vicente de la Siniestro.

»Wie immer damit beschäftigt, Strukturen zu schaffen«, antwortete Aurec und vermutete, das sei eine naheliegende Antwort für den Gouverneur der Kolonien. Er bemerkte den abfälligen Blick von Don Philippe.

»Nun denn, mein Bauch ist leer und will gefüllt werden. Wo geht es zum Garten?«, fragte der Marquese Rodrigo Vicente de la Siniestro. Bevor Gustav Larsen antworten konnte, fuhr eine weitere Kutsche auf den Hof.

»Ah, der nächste Gast«, frohlockte Larsen.

Auf der weißen Kutsche, die von vier Pferden gezogen wurde, stach ein weißes Wappen mit einer Vielzahl von Lilien hervor.

»Die Franzosen«, grummelte der alte de la Siniestro.

Ein schlanker, stattlicher Mann mit blauem Oberteil und weißer Hose, dazu schwarze Reiterstiefel stieg aus der Kutsche aus.

»Capitaine Marie-Joseph-Paul du Motier de la Lafayette aus Frankreich«, stellte Larsen vor.

»Wer soll das sein?«, wollte der alte de la Siniestro wissen.

»Ein aufstrebender, junger Franzose, der nach Amerika reisen will, um dort gegen die Briten zu kämpfen«, flüsterte Larsen, der sodann den Capitaine auch begrüßte. Dieser wirkte recht zurückhaltend.

»Wohl an, die Herren. Im Garten wartet eine Stärkung.«

Die Gruppe bewegte sich zum Schloss. Aurec war gespannt, welche Persönlich-

keiten aus der terranischen Geschichte noch zu Besuch kommen würden. Er wurde hellhörig, als er ein Gespräch zwischen Vater und Sohn de la Siniestro hörte.

»Der Herzog ist doch ein Provinzler«, flüsterte Don Philippe.

»Denk dran, Sohn! Er ist nur der Gastgeber. Der *Fürst* ist der Initiator des Treffens.«

3. Das königliche Treffen

Aurec saß mit Rodrigo Vicente de la Siniestro, Capitaine Marie de la Lafayette und Gustav Larsen in einem Salon bei Wein, Spiel und Zigarillos. Sie diskutierten über das Weltgeschehen, Geld, das sie noch mehr wollen, und Frauen, die sie bereits erobert hatten. Vielmehr redete vor allem der Marquese de la Siniestro –und die anderen hörten zu.

»Der Ehrenmann pakt sich seine Senorita, ergießt sich in ihr und geht zufrieden von dannen, meine Herren. So habe ich es auch meinen Sohn gelehrt. Die Frau ist ein Objekt seiner Begierde. Ein schöner Gegenstand.«

Der Marquese nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch aus.

»Es gibt welche, die behaupten, dass Frauen auch denken können und einen gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft haben sollten«, warf Lafayette ein.

Der Marquese fing an zu husten.

»Sie darf sich Gedanken um ihre Schönheit machen, mehr aber auch nicht.«

Er lachte ekelig.

»Nun, vielleicht könnt Ihr das mit der Zarin diskutieren, wenn sie hier eintrifft?«, fragte Gustav Larsen mit einem süffisanten Lächeln.

De la Siniestro winkte ab.

»Das ist ja so ein Beispiel. Frauen in der Weltpolitik bringen nur Unruhe. Sie sind wie kleine Kinder, die sich beweisen wollen und machen am Ende alles falsch. Der Herr hat ihnen eben ein kleineres Gehirn gegeben. Das ist nun einmal so und da kann man ihnen keinen Vorwurf machen. Mehr Wein!«

Lafayette blickte Aurec an.

»Wie ist Eure Meinung dazu?«

»Nun, es ist nur meine persönliche Meinung. Aber ein Mensch sollte das tun und lassen können, wozu er befähigt ist. Wenn eine Frau regiert, wieso nicht, wenn sie es kann? Edler, Marquese, wie würdet Ihr euch denn fühlen, wenn man euch nur aufgrund eures ... nun, recht stattlichen Körpers bewerten würde?«

Vicente lachte los und rieb sich sein Bäuchlein.

»Ich könnte die Senoritas verstehen. Wirklich, ich könnte sie verstehen.

Aber nein, Don Diego de la Aurec. Eine Frau ist dazu eben nicht befähigt. Wie ich schon sagte, der liebe Gott hat ihre Gehirne kleiner gemacht. So einfach ist das. Das was ihnen im Kopfe fehlt, hat er in ihre Brüste gepackt. Deshalb wird es niemals eine weibliche Voltaire geben.«

Gustav Larsen hob seinen Becher.

»Auf diese spanischen Weisheiten.«

De la Siniestro lachte laut und schallend.

»Erzählt, Don Diego de la Aurec. Wie steht ihr zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg?«, fragte Lafayette.

»Nun, Capitaine, ich denke, den Amerikanern sollte sie gewährt werden. Die britische Krone ist zu weit entfernt, gemessen am technologischen Fortschritt unserer Zivilisation. Ja, sie sollten sich selber regieren.«

»Technologischer Fortschritt«, blubberte de la Siniestro. »Ihr hört euch an, wie mein Sohn, der mit seinem Fernrohr die Sterne anschaut.«

Der Marquese rülpste und ließ sich den Wein erneut nachfüllen.

»Oh, ich fand die *Somnium* von Kepler und Bergeracs '*Die Staaten und Reiche des Mondes*' höchst unterhaltsam«, warf Gustav Larsen ein.

»Auch Voltaire schrieb in den *Micro-mégas*, dem Wesen vom Stern Sirius, über die Möglichkeiten, die der Welt-raum bietet«, warf Lafayette ein.

»Jeder, der davon träumt, zu diesen Sternen zu fliegen, gehört einem peinlichen Verhör unterzogen«, sagte de la Siniestro und spielte damit auf die Inquisition an.

»Einschließlich Ihres Sohnes?«, fragte Aurec provozierend.

»Das übernehme ich selber. Das Balg kriegt eine Tracht Prügel von mir, bis ich ihm die Flausen aus dem Kopf gehauen habe. Da sagte das Gör doch tatsächlich zu mir und seiner Mutter, er würde eines Tages zwischen den Sternen reisen. Welcher Dämon haust in ihm bitteschön?«

Rodrigo Vicente leerte das nächste Glas Wein. Ein Dämon hauste definitiv im Kopf de la Siniestros, doch nicht, weil er an die Raumfahrt glaubte. Es war interessant, dass der junge Emperador des Quarteriums in seiner Kindheit und Jugend zu den Sternen blickte. Vielleicht hatte ihm dieser offene Geist geholfen, sich nach der Befreiung aus den Klauen der Casaro in die Neue Galaktische Zeitrechnung so gut einzufügen und keinen Kulturschock zu erleiden. Dennoch schien ihn auch die konservative Erziehung seines Vaters geprägt zu haben.

»Zuhause hatten wir einen Strolch namens Carlos. Der hatte behauptet, dass sich die Erde um die Sonne dreht und nicht das Zentrum des Universums ist.« De la Siniestro lachte. »Den haben wir drei Wochen lang in unserem wunderschönen Keller gefoltert, bis er tot war. So eine Sünde vor dem Herren gehört bestraft.«

»Die Erde dreht sich doch auch um die Sonne. Das ist wissenschaftlich belegt und anerkannt«, erklärte Lafayette.

»Nicht in Spanien. Da drehen sich die Gestirne anders«, beharrte de la Siniestro und beugte sich hervor. »Wir haben so einen schönen Folterkeller mit einer Eisernen Jungfrau, Streckbänken und sogar einem Pendel. Ich verbringe gerne Zeit dort, wissen Sie?«

Aurec räusperte sich.

»Nun, wie sind wir nur von dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zu solch Themen gekommen? Capitaine, wie denn ist Ihre Position?«

»Ich teile die Ihrige und bereite mich auf meine Reise nach Amerika vor. Mit einer Freiwilligentruppe werde ich Washington unterstützen.«

Aurec erfuhr, dass der französische Adlige von einem Herzog protegiert wurde und sogar ein Musketier des Königs von Frankreich gewesen war. Doch Lafayette hatte das öde Leben am Hofe satt gehabt und 1776 seinen Dienst quittiert. Er hatte einen revolutionären Geist, war für Gleichberechtigung und Demokratie. Lafayette war sinnbildlich für die Aufklärung, wenngleich er das auch mit Waffengewalt durchsetzen wollte. Das war in dieser Epoche durchaus normal.

Draußen wurde es laut. Ein weiterer Gast schien anzukommen.

»Ah, die Preußen«, sagte Larsen verzückt.

Etwa ein Dutzend uniformierte Soldaten marschierten im Innenhof auf. An der Spitze war ein alter Mann in einem schwarzen Mantel mit rotem Kragen. Er nahm den Dreispitz ab und betrat das Schloss. Gustav Larsen war bereits aufgesprungen und zum Eingang geeilt. Es dauerte eine Weile, bis er mit dem preußischen Gast in den Salon kam. Aurec, de la Siniestro und Lafayette erhoben sich.

»Friedrich II., König von Preußen«, stellte Larsen den Mann vor, der würdevoll und diszipliniert wirkte.

»So, so, nun hat meine Schwester also doch noch ihren Wunsch erfüllt bekommen«, meinte der König.

»Mit Verlaub, wie meinen?«, wollte Larsen wissen.

Der König winkte ab.

»Ach, Luise Ulrike wohnte hier eine Weile. Sie ist die Königin von Schweden. Ihr Mann hat sich zu Tode gefressen. Ein unwürdiger Tod für einen König. Naja, die Gute hat jedenfalls, als ihr Gatte noch Fürstbischof von Lübeck war und hier residierte, ein Bett für mich anfertigen lassen. Und ich Schelm habe sie in Eutin nie besucht. Ist ja auch kein Sanssouci.«

Larsen verneigte sich.

»Oh, nun verstehe ich den Wunsch des Herzogs, Sie in jenem Zimmer einzuquartieren. Das Bett ist aus feinsten Seide aus Lyon. Das kaiserliche rot ist mit goldenen Fäden durchzogen. Der Baldachin ist traumhaft.«

Deshalb war Aurec am heutigen Morgen in ein anderes Zimmer gebracht worden. Er hatte in dem Bett geschlafen, welches eigens für den König der Preußen gefertigt worden war.

»Hauptsache der Baldachin schützt mich vor Bettwanzen«, meinte Friedrich nüchtern und schlug mit den Händen auf die Seitenschenkel.

»Wohl an, wo sind meine langen Kerle?«

Wie aufs Kommando stürmten zwei Windspiel-Hunde in den Salon und schnüffelten in jeder Ecke. Friedrich lachte. Die grimmige Miene verwandelte sich in ein glückliches Gesicht, als er seine Hund auf ihrer Entdeckungstour im Salon beobachtete.

»Alcméne, Hasenfuß, kommt.«

Der König von Preußen winkte mit zwei getrockneten Stücken Fleisch, und sie machten Sitz, Platz, Männchen,

drehten sich um die eigene Achse, und als er »Peng« sagte, legten sie sich wie vom Blitz getroffen hin.

Friedrich lachte, streichelte die Hunde und gab ihnen ihre verdienten Leckerlis. »Hunde sind was Feines. Sie sind scharfsinniger und treuer als der Mensch an sich.«

»Perro ...«, murmelte Rodrigo de la Siniestro.

Alcméne knurrte in Richtung des spanischen Marquese.

»Hunde haben eine ausgezeichnete Menschenkenntnis«, stellte Aurec fest.

»Wohl wahr, Ihr seid uns sympathisch.«

Aurec stellte sich vor, und Friedrich wurde neugierig auf Kalifornien. Aurec erzählte ihm von Wüsten mit Kakteen, spärlich besiedelten Landschaften im Süden und üppigen Landschaften im Norden. Und er berichtete von der Westküste am Pazifik. Natürlich musste er dran denken, dass es gewisse Städte noch nicht gab. Alcméne und Hasenfuß waren gegenüber Aurec recht zutraulich und ließen sich streicheln. Hasenfuß ließ von ihm ab, schnupperte an Lafayette und ließ sich kraulen.

»So, der querköpfige französische Hauptmann. So hat er denn sein Regiment bereits zusammen?«

»Ich arbeite daran, Hoheit. So rechne ich damit, im nächsten Jahr aufzubrechen, um meine Dienste Washington anzubieten. Sicher wäre auch Preußen willkommen.«

Friedrich schüttelte den Kopf.

»Junger Hauptmann, wir haben unzählige Kriege geführt und uns viele Feinde gemacht. Ich sympathisiere mit Washington durchaus, doch es gibt

in Europa genug zu tun, um Preußens Macht zu festigen. Zu viele Frauen regieren mächtige Staaten auf diesem Kontinent. Sie sind unberechenbar.«

»Hört, hört«, rief der Marquese de la Siniestro. »Endlich spricht Vernunft aus dem Mund des Soldatenkönigs. Wir sprechen nicht für Spanien, doch wir wünschen der britischen Krone jenes Glück, ihre Ländereien vor dem revolutionierenden Pöbel zu behaupten.«

»Hm«, machte Lafayette nur, während sich Friedrich einen Becher Wasser servieren ließ.

»Markige Worte, edler Spanier. Dabei ist euer König Carlos der Dritte ein Anhänger der Aufklärung und wie wir hörten, ein tatkräftiger Reformierender«, wandte Friedrich ein, nachdem er sein Becher geleert hatte.

De la Siniestro schwieg und starrte grummelnd auf den Boden.

»Frauen sollte dennoch keine Verantwortung in der Regierung haben.«, wandte er ein.

»Ein guter und wichtiger Punkt, in dem wir euch recht geben. Sie gehören auch nicht in eine intelligente Konversation«, stimmte Friedrich zu. »Um so mehr sind wir verwundert über die Teilnahme jener königlichen Damen an dieser Konferenz.«

Gustav Larsen lächelte gequält.

»Bei allem Respekt, Hoheit, wir dürfen Österreich und Russland nicht ignorieren. Und deren Herrscher sind nun einmal Maria Theresia und Katharina.«

»Wohl an. Sie mögen hoffentlich zumindest mit Pünktlichkeit gesegnet sein, wenn Morgen unsere Konferenz beginnt. Nun wollen wir einmal das Bett begutachten, welches meine Schwes-



Erinnerungen – Vampir-Szene von Gaby Hylla.



ter einst für uns fertigen ließe. Guten Abend, die Herren!«

Aurec nickte dem König von Preußen zu. Auch de la Siniestro und Lafayette verabschiedeten sich, so dass Aurec nun auch in sein Gemach ging. Er wusste nicht, was ihn bei dieser geheimnisvollen Besprechung erwarten würde. Offenbar war sie aber der Grund, weshalb er überhaupt in dieser Zeit verweilte.



Auch in dieser Nacht hatte Aurec wenig Schlaf gefunden und war früh zu einem Morgenausritt aufgebrochen.

Ihm war so schwer ums Herz, und seine Gedanken kreisten ununterbrochen um Kathy. Er wusste nicht, wieso ausgerechnet heute. Natürlich dachte er regelmäßig an sie, doch heute Nacht war es besonders erdrückend gewesen. Ein schwerer Stein lag auf seinem Herzen, das unablässig schmerzte und eine innere Unruhe verursachte. Er seufzte tief. Er hoffte jeden Tag aufs Neue, sie wiederzusehen und in seine Arme zu schließen – und jeden Tag wurde er aufs Neue enttäuscht. Keine Frau vermochte sie auch nur annähernd zu ersetzen. Er hatte es abrr auch nie wirklich versucht und wollte es auch nicht.

Der Ausritt verschaffte ihm keine Ablenkung. Doch er war nötig gewesen. Er war zu seinem Raumschiff geritten war, um anständig zu duschen und die üblichen Morgenrituale durchzuführen. Die Hygienestandards im 18. Jahrhundert waren für Aurecs Geschmack viel zu unterentwickelt.

Als ich zurückkam, kümmerte sich Bernhard von Hollen schnaufend um

das Gepäck aus einer anderen Kutsche. Zwei neue Kutschen waren inzwischen angekommen, und sowohl Soldaten und Offiziere in weißer Uniform als auch welche in grüner Uniform wuselten dazwischen. Einige Husaren in blauer Jacke und roter Hose ritten an mir vorbei. Die Uniformen waren schwer voneinander zu unterscheiden.

Ich stieg ab und beobachtete den Tross an Dienern und Offizieren, welche die Insassen der Kutsche begleiteten. Aus der einen Kutsche stieg eine rundliche, alte Frau in edlen schwarzen Kleidern aus.

Bernhard von Hollen stellte sich neben mich.

»Die Erzherzogin von Österreich, Königin von Ungarn und Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Maria Theresia.«

Die Frau wirkte würdevoll, aber traurig.

»Ist jemand ihrer Familie kürzlich verstorben?«

»Nun ja, ihr Ehemann, Kaiser Franz vor 9 Jahren. Seitdem trägt sie schwarz.«

Das war romantisch, und Aurec verstand sie gut. Auch er trug innerlich schwarz und trauerte jeden Tag um Kathy. Die Österreicher schritten an Aurec und von Hollen vorbei. Beide verneigten sich höflich. Maria Theresia nickte ihnen leicht zu und entschwand über die Brücke in Richtung Innenhof des Schlosses.

Die nächste Gruppe eskortierte ebenfalls eine Dame im mittleren Alter. Sie war ebenso gut genährt und wirkte auf Aurec charismatisch. Sie blieb vor ihnen stehen und betrachtete Bernhard von Hollen.

»Kutschmeister? Euer Name ist von Hollen, nicht wahr?«

Er wirkte überrascht.

»Ja, Zarin das ist er. Woher wisst Ihr das, wenn ich die unterwürfige Frage erlauben darf?«

»Nun, Ihr seht eurem Vater sehr ähnlich. Als ich als Prinzessin in diesem Schloss meinen verbliebenen Gemahl kennen lernte, so war er der Kutschmeister.«

Die Frau war demnach Zarin Katharina II. Sie war die Herrscherin von Russland und damit eine der mächtigsten Figuren dieser Epoche. Aurec hatte zuvor recherchiert. Katharina war als Sophie Auguste Frederike von Anhalt-Zerbst im Jahre 1729 geboren worden. Demnach war sie jetzt 47 Jahre alt. Für ihr Zeitalter und ihren Lebenswandel waren die Jahre nicht spurlos an ihr vorbeigezogen. Jedenfalls hatte sie 1739 das erste Mal ihren späteren Mann in Eutin getroffen. Sie war mit der Familie Schleswig-Holstein-Gottorf auch schon vor der Vermählung mit Peter Ulrich verwandt. Jedenfalls hatte das die Bande zwischen Russland und Schleswig-Holstein geprägt, obwohl ihre Ehe schlecht verlaufen war und sie gegen ihren Mann als Zar erfolgreich geputscht hatte. Der Stoff war bestens für Trivid-Serien geeignet, fand Aurec.

»Wie ist es eurem Vater ergangen?«

»Oh, er starb 1760 an den Blattern«, murmelte von Hollen. »Ich war noch ein Knabe, doch der Herzog kümmerte sich um die Familie.«

»Hm, Friedrich August hat ein gutes Herz.«

Der Herzog war russischer Statthalter in Kiel gewesen, hatte als Vormund von

Großfürst Peter die Hochzeit zwischen Katharina und Peter in Sankt Petersburg besucht und war danach zum Fürstbischof von Lübeck geworden. Nach dem Tod des Zaren wurde Friedrich August von Katharina zum zweiten Mal zum russischen Statthalter ernannt. Russland wollte seinen Einfluss an der Ostsee festigen, und am Ende gelang es Katharina, ein Arrangement mit Dänemark zu treffen, woraus das Herzogtum Oldenburg entstand, dessen Herzog Aurec ja bereits als Gastgeber kennen gelernt hatte. Katharina war außerdem die Cousine des Nachfolgers Peter Friedrich Ludwig, und sie hatte die Vormundschaft übernommen. Katharina war die Strippenzieherin der Familie Schleswig-Holstein-Gottorf.

»Nun denn, sagt eurem Stallburschen, die Pferde müssen versorgt werden«, sprach Katharina und blickte Aurec beiläufig an. Von Hollen räusperte sich. Bevor er jedoch etwas sagen konnte, ergriff Aurec selber die Initiative.

»Nun denn, der besagte Stallbursche ist leider nicht in dieser trauten Runde.« Er vollzog eine galante Verbeugung. »Don Diego de la Aurec aus Neuspanien.«

»Hm«, machte Katharina nur und beäugte ihn mit einer gewissen Lust in ihren Augen, die Aurec unbehaglich machte.

»So sei es denn, wir sind von der Reise müde und werden noch unsere Familie aufsuchen. Gehabt euch wohl.«

Aurec blickte Katharina hinterher. Im Schloss Eutin hatte sich die Elite Europas versammelt. Katharina, die Zarin von Russland, Maria Theresia, die Herrscherin über Österreich und Ungarn

und Repräsentantin des Heiligen Römischen Reiches. Mit Lafayette ein aufstrebender französischer Adliger, der den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitentscheidend auf amerikanischer Seite führen würde und dessen Ideen die Französische Revolution beeinflussen würden. Und Friedrich der Große, der König von Preußen..

Nur, wie passten er selber und de la Siniestro in dieses Bild?



Aurec verweilte im Garten, wie auch Herzog Friedrich August und Zarin Katharina, die Zweite. Er belauschte sie nicht, doch ihre Konversation war nicht zu überhören.

»Der Gesundheitszustand Eures Sohnes besorgt mich erneut. Die Stabilität des neuen Herzogtums ist in unserem Interesse«, sagte sie. Damit spielte sie auf Friedrich Peter Wilhelm an. »Die Untersuchungen der Ärzte versprechen wenig Gutes. Wir fürchten, Euer Sohn ist nicht fähig, Eure Nachfolge zu gegebener Zeit anzutreten.«

Der Herzog seufzte.

»Wir haben es mit allem versucht. Mit strenger Hand, mit Güte, mit Ärzten, mit Reisen. Sein Geist bleibt vernebelt.«

»Nun, mit eurem Neffen Peter Friedrich Ludwig steht ein würdiger und überaus fähiger Mann als Ersatz bereit.«

»Meine Frau kann ihn nicht leiden. Sie denkt, er drängt sich an die Macht«, erklärte der Herzog.

»Bändigt Eure Frau. Peter Friedrich Ludwig sollte zügig zum Kojudator des Bistums Lübeck ernannt werden und euer Sohn aus der Thronfolge ausge-

schlossen. Es ist das Beste für das Herzogtum und für Russland. Und für Euren Sohn.«

Aurec wusste, dass der Einfluss von Katharina auf das Herzogtum groß war. Ihr Wort hatte Gewicht und aus den Recherchen wusste er auch, dass Peter Friedrich Wilhelm entmachtete wurde. Dessen Nachfolger hatte sich tatsächlich als ein guter und intelligenter Herrscher entpuppt.



Das königliche Treffen fand im Rittersaal statt, der von unzähligen Gemälden der Familie aus Schleswig-Holstein gespickt war. Aurec ließ den Blick über die Anwesenden streifen. Am Kopf der Tafel saß der Gastgeber Herzog Friedrich August, am anderen Ende König Friedrich der Zweite von Preußen. Neben ihm Zarin Katharina und Rodrigo Vicente da la Siniestro. Zur Seite von Friedrich August war Maria Theresia platziert. Ihr Verhältnis zu Friedrich war nach ihren Kriegen nicht sehr gut.

Auf der anderen Seite saßen Lafayette, Gustav Larsen und offenbar war der leere Stuhl für Aurec bestimmt. Er nahm Platz.

Gustav Larsen erhob sich. »Im Namen des Herzogs von Oldenburg und des Fürsten heißen wir die erlesene, hoheitliche Gesellschaft im bescheidenen Eutin willkommen. Wir wählten diesen Ort aufgrund der Unauffälligkeit seiner Natur. Dennoch ist dieses Treffen von entscheidender Bedeutung. Es geht um nichts weniger als die Zukunft dieses Planeten.«

Aurec beobachtete die Gesichtsausdrücke. Einige wirkten gelangweilt oder ungläubig. Larsen verließ die Tafel und schritt durch den Raum. Er schien mehr als nur ein Haushofmeister zu sein. Er führte diese Konferenz.

»Sie repräsentieren einige der mächtigsten Häuser Europas. Die Monarchie der Habsburger wurde durch Maria Theresias Beharrlichkeit gefestigt. Preußen ist zu einem Machtblock aufgestiegen, welcher die kommenden beiden Jahrhunderte prägen wird. Katharina hat das Erbe Peters, des Großen gefestigt. Auf dieser Welt wird Russland immer wieder eine entscheidende Rolle spielen. Captaine Lafayette wird Amerika zu einer neuen Nation verhelfen und den liberalen Gedanken nach Europa tragen. Es wird sich viel ändern. Doch es wird auch viel Blut vergossen werden. Wir haben uns hier versammelt, um die Menschheit selber zu retten.«

»Hört, hört! Sprecht Ihr von einem Kaiser der Welt? Ein kühner Gedanke«, warf Friedrich ein.

»Und wer sollte das sein? Etwa der elende König selbst?«, zischte Maria Theresia.

»Nun, werte Dame, Ihr seht auch elendig aus, wenn Ihr gestattet«, konterte Friedrich scharf.

»Das dürft Ihr nicht.«

Maria Theresia nahm ein Schluck Tee.

»Die Stabilität wird durch Hochzeiten der einzelnen Häuser gesichert. Vereinzelt gibt es Kriege, doch man arrangiert sich. Es gibt außerdem nur einen Herren über die Erde und das ist der liebe Gott. Alles andere wäre blasphemisch.«

»Wir beherrschen ein Gebiet, welches gigantisch ist. Wir erweitern unseren

Einfluss mit Stetigkeit. Die Welt ist womöglich selbst für eine Zarin zu viel«, meinte Katharina recht bescheiden.

»Für Preußen wäre das eine Überlegung wert«, erklärte Friedrich und lachte. Dann streichelte er einen seiner Windhunde.

»Müssen diese Köter zu Tische sein?«, fragte Maria Theresia pikiert und wedelte mit der Hand vor ihrer Nase.

»Ich ziehe die Gesellschaft der Köter der Ihren vor«, antwortete Friedrich.

Gustav Larsen lachte schelmisch und grunzend.

»Ich sehe hier gewisse Spannungen zwischen den Königshäusern. Und doch haben Sie sich bekriegt, aber auch unterstützt. Und es gibt eines, was Sie verbindet: Die Aufklärung. Sie alle – mit Ausnahme von Marquês de la Siniestro natürlich – sind weltoffene, kluge Köpfe, die sich als Diener des Staats betrachten und erkannt haben, dass der degenerierte Absolutismus keine Zukunft hat. Sie sind auf gewisse Weise Reformer, wenn ich mir das erlauben darf zu sagen.«

Marquês de la Siniestro räusperte sich.

»Was fällt diesem schwedischen Lümmel ein, uns als nicht aufgeschlossen zu bezeichnen? In meinen Landen wurden seit meiner Regentschaft keine Hexen mehr verbrannt und damit berauben wir dem Pöbel gesellschaftlich freudige Ereignisse.«

»Nun, ich habe mich informiert. Sie lassen die Hexen nun am Pranger hängen, bis sie verrotten. Natürlich ist das nichts für einen kurzweiligen Familienausflug«, erklärte Gustav Larsen aus dessen Stimme etwas Bedauern klang.

»Diesem Aberglauben zu frönen, ist ein Verbrechen«, beklagte sich Lafayette. »Die katholische Kirche hat die Menschen über Jahrhunderte in einem Joch aus Dummheit gehalten.«

»Versündigt euch nicht am Herren«, rief Maria Theresia.

»Die Kirche ist nicht Gott«, erwiderte Friedrich nüchtern.

»Was wisst Ihr schon, gottloses Monster?«

»Wir sehnen uns nach intelligenter Konversation. Wie sehr vermissen wir unsere Runden mit Voltaire. Wohl der Entscheidung von damals, keine Frauen an geistreichen Gesprächen zuzulassen. Es ist ja ersichtlich, zu was das führt«, sagte Friedrich mürrisch.

»Na, na, ich muss doch bald mal die Streithähne aus Österreich und Preußen in andere Räume bitten, wenn das so weitergeht«, tadelte Gustav Larsen lächelnd.

Dann wurde er wieder ernst. Er tippte sich mit dem Finger an die Schläfe.

»So viele unterschiedliche Meinungen und doch im Geiste verbunden. Das ist es doch, was kluge Köpfe ausmacht. Stellen Sie sich vor, der Mensch wird in weniger als 200 Jahren zum Mond reisen und den Weltraum erforschen. Dort oben existieren Zivilisationen, die es zu entdecken gilt. Die Menschheit steht doch erst am evolutionären Anfang.«

Aurec wurde hellhörig. Wer war Gustav Larsen? Er orakelte nicht nur, er schien über die Zukunft der Menschheit Bescheid zu wissen. Wieso weihte er diese Hoheiten in die Zukunft ein. Das könnte die Menschheit doch verändern. Im nächsten Moment schalt er sich einen Narren: Das war es doch, was

das Zeitchaos ausmachte. Er begriff nun endlich, dass er einem der entscheidenden Momente beiwohnte, welcher dafür sorgten, dass sich die Zeitlinie verändern würde.

»Ihr sprecht von Dingen, die Ihr nicht wissen könnt«, sagte Aurec.

»Oh, mein lieber Don de la Aurec. Ich glaube, wir beide wissen sehr gut über die Zukunft der Menschheit Bescheid, nicht wahr?«

Gustav Larsen entlarvte sich mit seinen Anspielungen. Nun wusste Aurec, dass er nicht ohne guten Grund in dieser Zeit gestrandet war. Er sollte an dieser Konferenz teilnehmen. Es war nur die Frage, wer für diese Manipulation verantwortlich gewesen war? Er wusste nicht, in welche Richtung sich diese Konferenz noch bewegen würde. Und was genau seine Rolle dabei sein würde.

Kammerdiener brachten neuen Kaffee, Tee, Bier und Wein und servierten Kuchen, gebratene Fasane und Gemüse aus dem Küchengarten. Friedrich August und de la Siniestro griffen als erste zu.

»Wie lautet denn nun das konkrete Ansinnen und Ziel dieser geheimen Konferenz?«, fragte Katharina und blickte zum Gastgeber, der sich gerade mit zwei Stück Kuchen stärkte. »Friedrich August, bin ich den weiten Weg aus Sankt Petersburg gekommen, um mir Märchen anzuhören? Das ist enttäuschend.«

»Nein, nein, liebe Katharina, das wird noch sehr konkret«, blubberte der Herzog mit vollem Mund.

»Denkt an das Schicksal eures Bruders und zügelt euren Hunger«, scherzte

te Friedrich der Große gegenüber dem Herzog.

»Nun«, sagte Gustav Larsen und wanderte im Raum umher. »Werfen wir doch einmal einen Blick auf die Zukunft. Der Fürst, in dessen Namen ich spreche, hat folgende Prognose aufgestellt: Amerika gewinnt den Krieg und wird die Krone entscheidend schwächen. Der Gedanke von Freiheit fürs Volk springt auf Frankreich über. Der König wird gestürzt werden. Die nächsten beiden Jahrhunderte werden viele Kriege und hunderte Millionen Todesopfer mit sich bringen. Doch die Menschheit geht erst unter, als das Kriegsmaterial so zerstörerisch ist, dass es Städte in Sekunden auslöschen kann. Das Vermächtnis der Habsburger, der Hohenzollern, der Romanow, der Schleswig-Holsteiner-Gottorfer ... all das wird ausgelöscht, bis nur noch Asche von der Menschheit und ihren Bauwerken übrig ist. Die Welt wird einfach untergehen.«

Larsen wirkte ernst und ließ seine Worte nachwirken. Die einen waren blass geworden, andere wütend.

»Wenn das alles in 200 bis 300 Jahren geschehen soll, so können wir das nicht ändern. Dann sind wir doch alle längst tot«, sagte Friedrich trotzig.

»Gewiss, manche früher, manche später. Einige an dieser Tafel werden schon den Beginn des nächsten Jahrhunderts nicht erleben. Doch, es gibt Abhilfe.«

»Hat er ein Serum erfunden zur Unsterblichkeit?«, unkte Friedrich.

»So in der Art. Das nennt sich Physiotron und ist kein Serum eines Medicus. Es ist ein hochkomplexes Gerät zum Erhalt und Erneuerung des Zellgewebes

eines sterblichen Wesens, begrenzt auf ein paar Jahrzehnte.«

Herzog Friedrich August lachte laut.

»Gustav, Ihr erzählt uns einen Garn.«

Larsen verneigte sich.

»Wie dem auch sei, der Fürst regt zur Gründung eines Geheimbundes an, zur Wahrung der Interessen sowohl Ihrer Häuser als auch der Menschheit selber. Dafür werden freilich Gelder benötigt, denn dieses Projekt wird noch Ihre Ur-ahnen beschäftigen.«

»Es läuft also darauf hinaus, dass der geheimnisvolle Fürst nur unser Geld haben möchte? Ist das nicht etwas schäbig?«, fragte Katharina provokant.

»Gestatten Sie mir, Hoheit, eine Gegenfrage: Hat sich der Fürst in der Vergangenheit nicht schon oft als hilfreich in der Beseitigung Ihrer Probleme gezeigt? Hat er nicht allerlei Schwierigkeiten delikater Natur von allen den hier Anwesenden immer wieder dezent geregelt? Hat er je etwas dafür verlangt?«

»Irgendwann wird wohl immer eine Gegenleistung fällig«, sinnierte Lafayette.

Larsen zeigte mit dem Finger auf den Franzosen und grinste.

»Nehmen wir an, wir stellen Gelder zur Verfügung. Was wird damit genau gemacht?«, wollte Maria Theresia wissen.

»Nun, da sind zum einen Ausgaben für die Administration und Verwaltung, der Unterhalt von geheimen Stationen, die Rekrutierung von Personal und deren Ausrüstung, Bestechungsgelder und Gelder für Forschung und Entwicklung. All das, was ein kleiner, geheimer Bund eben so benötigt, teure Kaiserin.«

Larsen schien die Bedenken in der Runde zu bemerken.

»Der Fürst wird sich erkenntlich zeigen. Friedrich, träumt Ihr nicht davon, dass sich euer kleines Preußen eines Tages mit Österreich vereinen wird. Das mag für Maria Theresia derzeit noch ein Alptraum sein, doch denkt in späteren Generationen. Eine Gesamtdeutsche Lösung.«

Maria Theresia und Friedrich wechselten vielsagende Blicke. Doch schien keiner der beiden von einem großen Deutschen Reich abgeneigt zu sein. Immerhin waren es auch Bruderstaaten.

»Und Ihr, Zarin, träumt ihr nicht davon, dass Russland zur etablierten Weltmacht wird?«

Gustav wandte sich nun Captaine Lafayette zu.

»Dass Frankreich aufgeklärter wird und es den Bürgern besser geht? Dass Amerika sich von der Britischen Krone dauerhaft lossagen kann?«

Larsen schlich wie eine Katze hinter den Stühlen. Er legte die Hände auf die Rückenlehne des Stuhls von Aurec.

»Oder, dass Ihr eure geliebte Katherina nicht wieder in die Arme schließen könnt?«

Aurec zuckte kurz. Larsen hatte einen Nerv getroffen.

»Sie ist unerreichbar«, antwortete Aurec.

Gustav beugte sich hervor und flüsterte in sein Ohr: »Nicht für den Fürsten!«

»Und was springt für uns dabei raus?«, wollte de la Siniestro wissen.

»Hm«, machte Larsen. »Der größte Kuchen von allen: Der Name de la Siniestro wird in Galaxien ein Begriff werden. Euer Sohn wird die Zeiten überdau-

ern und Ruhm und Macht erlangen, von denen Ihr nur träumen könnt.«

»Hah«, stieß de la Siniestro. »Wieso mein nichtsnutziger Sohn und nicht ich selbst?«

Nun lachte Gustav Larsen.

»Weil Ihr bei weitem geistig nicht befähigt seid, die Aufgaben zu bewältigen. Doch es wird in den Gnaden eures Sohnes liegen, welche Verwendung er für Euch noch haben wird. Schlecht wird es euch jedenfalls nicht ergehen.«

Friedrich der Große erhob sich. Er streckte die Arme von sich und gab einen Seufzer von sich. Dann war er wieder bei der Sache. »Verstehen wir das richtig, der Spross des Spaniers soll regieren?«

»Das ist nur eine logische Annahme. Er ist jung, intelligent und formbar. Er wird einst ein geschickter Politiker mit einer gesunden Mischung aus Weisheit und Entschlossenheit sein.«

»Wir hoffen, dass der Apfel dann weit vom Stamm gefallen ist«, meinte Maria Theresia trocken.

»Sollten Sie dem Bund beitreten, so tun Sie das für sich selbst, für die Zukunft Ihrer Reiche. Mein Fürst ist ein Freund der Menschheit, wissen Sie?«

»Fürst Medvecâ?«, fragte Aurec.

Für einen Moment war Gustav Larsen irritiert, dann setzte er wieder sein Lächeln auf und nickte eifrig. »Korrekt.«

Larsen war also ein Abgesandter von Medvecâ – und der stand im Dienste von Nistant und MODROR. Aurec war sich ziemlich sicher, dass sie Zugang zum Rideryon hatten. Vielleicht würde er so nach über 700 Jahren das Schicksal von Kathy in Erfahrung bringen können.

»Wohl an, wir sind neugierig auf die Bemühungen und stellen euch Gelder zur Verfügung. Wir nehmen an, dass sich Preußen und Österreich ebenfalls beteiligen und zusammen mit dem Herzogtum Oldenburg den jungen Spanier für einige Jahre fördern und wir dann sehen werden, was sich daraus entwickelt«, sagte Katharina die Große.

»Nun, der Haushalt unseres Herzogtums ist angespannt, doch wir geben, was wir können. Holmer wird schon was ermöglichen«, gestand Friedrich August zu.

»Wenn die alte Schabracke aus Wien was dazu gibt, werden wir ebenfalls einige Reichstaler erübrigen.«

Friedrich erntete dafür einen finsternen Blick von Maria Theresia.

»Wenn es denn dem Fortbestand unserer Linien dient, so unterstützen wir das Vorhaben des Fürsten Medvecâ für einige Jahre. Wir erwarten bis dahin Ergebnisse«, entschloss sich Friedrich.

»Hervorragend«, rief Björn Larsen. »Bravissimo!«

»Ich kann nicht für Frankreich sprechen. Meine Gelder werden für meine Vorhaben in Amerika beansprucht«, lehnte Lafayette ab.

»Wir werden unseren Sohn bestens auf seine Rolle vorbereiten und uns den Anweisungen des Fürsten beugen«, sagte de la Siniestro geradezu devot in Anbetracht der Förderungsbereitschaft der Beteiligten.

Gustav Larsen blickte nun zu Aurec und lächelte aufgesetzt.

»Was sagt unser Don aus Kalifornien?« Aurec stand auf.

»Ich bin dankbar für die Gelegenheit, berühmte Menschen aus der Geschich-

te Terras getroffen zu haben. Doch ich weiß, dass die Menschheit in 200 Jahren einen Mann hervorbringt, der die Probleme der Menschheit lösen kann und sie vereinen wird. Es bedarf keines Zeitchaos', Gustav! Sagt eurem Fürsten, ich finde ihn und dann wird er für alles bezahlen.«

Larsen breitete die Arme aus.

»Warum so grimmig, lieber Freund! Ich werte eure Worte als Ablehnung. Vielleicht braucht ihr noch mehr Zeit. Besucht uns doch in ein paar Jahren nochmals.«

Er gab Aurec eine Umarmung und flüsterte: »Vielleicht labt sich ja der Fürst derweil noch einmal an eurer geliebten Kathy?«

Aurec atmete tief durch.

»Die Wachen begleiten euch heraus. Euer Besuch ist hiermit beendet. Ebenso ersuche ich höflich Captaine Lafayette, uns jetzt zu verlassen. Die nun folgenden Angelegenheiten sind nur für die Mitglieder des neuen Bundes bestimmt. Guten Tag, die Herrschaften!«

Lafayette erhob sich. Aurec starrte Larsen an. Dann lächelte er.

»Gewiss doch. Wir werden uns wiedersehen.«



Aurec verabschiedete sich von dem französischen Hauptmann und wünschte ihm viel Glück bei seinem Unterfangen in Amerika. Bernhard von Hollen stellte Aurec ein Pferd zur Verfügung.

»Wo immer auch euer Weg euch hinführt, es ist besser mit einem Pferd. Ein Dankeschön des Grafen von Stolberg.«

Aurec stieg auf das Pferd.

»Sprecht ihm meinen Dank aus. Ihr werdet das Pferd nahe Fissau finden. Ach, und übrigens: Der Bartansatz steht euch. Ihr solltet es mit einem Vollbart versuchen.«

Aurec trieb das Pferd an und trabte vom Vorhof des Schlosses von Eutin. Er warf noch mal einen Blick auf das mit rotem Backstein verputzte Barockschloss, in dem eindeutig eine Zeitmanipulation stattgefunden hatte. Er hätte gerne noch einmal mit dem Kronprinzen und Don Philippe de la Siniestro gesprochen, doch die Wachen hatten Aurec höflich, aber bestimmt aus dem Schloss geworfen. Trotzdem wusste er, dass er nicht das letzte Mal hier gewesen war.

Aurec ritt zum Kosmogenen Segler. Bencho begrüßte ihn mit lautem Bellen. Er war wieder in seinem Zuhause seit 700 Jahren. Er startete das Raumschiff, verließ den Orbit der Erde und steuerte nach Alpha-Centauri. Er würde die Einladung von Gustav Larsen beherzigen. Die Positronik suchte nun nach einer Zeitschleife, die ihn in die Zukunft bringen würde. Es dauerte einige Stunden, bis eine Temporale Schliere auftauchte, welche die Positronik als geeignet ansah. Ein Flug dorthin würde Aurec ins Jahr 1785 bringen. Er zögerte nicht und stürzte sich in das nächste Abenteuer.

4. Old McDonald has a farm

Maisfelder – soweit der Blick reichte, sah ich Maisfelder. Es gab hier keine großen Städte, denn nur Ruinen waren von den Metropolen der Vereinigten Staaten von Amerika übriggeblieben. Sie waren nuklear verseucht, und nach nur 25 Jahren war eine erneute Besiedlung im Interesse der eigenen Gesundheit nicht ratsam.

Als wir mit der NOVA aus dem einstigen Russland Richtung ehemaliger USA flogen, sahen wir die Überreste von Los Angeles, San Francisco und Portland. Nun näherten wir uns dem, was früher als Mittlerer Westen bezeichnet worden war. Im Grunde genommen war es eine sehr landwirtschaftlich geprägte Region gewesen.

Wir überflogen das, was von Denver übrig geblieben war.

»Es heißt, in Denver gab es einen Klan namens Carrington, die viel Macht hatten«, erzählte Jevran Wigth. »Ich bin mir aber nicht sicher, ob das nicht aufgrund der Datensintflut eine falsche Information ist.«

Denver war im Grunde genommen ein großer Schutthaufen. Doch die meisten Bereiche waren mit Beton und Stahl bedeckt. Im Zentrum der Stadt stand in einem Umkreis von vielleicht zwei Kilometern nichts mehr.

»Einst lebten hier fast 800.000 Menschen. Sie wurden innerhalb weniger Minuten ausgelöscht, wenn sie Glück hatten«, sagte Tenzing im seltsamen Unterton. »Jene, die überlebten, starben innerhalb weniger Tage oder Wochen an einer akuten Strahlenvergiftung. Wer das Pech hatte, überlebt zu haben,

den raffte trotzdem der Krebs dahin. Denver ist ein anschauliches Beispiel für die nukleare Apokalypse.«

Die Städte waren vernichtet, und die Besiedlung in den Bundesstaaten Kansas, Nord- und Süddakota, Missouri, Nebraska, Oklahoma und Iowa war spärlich. Es gab unzählige Dörfer und Farmen. Und hier hatte sich das neue Amerika aufgebaut. Als wir die Grenze zu Kansas erreichten, trafen wir auch auf Überlebende der Apokalypse.

Natürlich sahen wir sie nur von oben. Ich befand mich mit Eleonore, Jevran Wigth und diesem Wohlfühlkoordinator von Bhutan, Tenzing, in der Zentrale der NOVA. Tenzing war mir bereits in einer anderen Zeit als Nazi Lars Born begegnet. Waren das ein und dieselben Person, nur in anderer Ausprägung und Funktion? Ich wusste es nicht und bis auf Eleonore sollte auch keiner davon wissen, dass mir Tenzing schon einmal begegnet war.

»Kansas, das hat mich auch schon vor der Apokalypse nicht interessiert. Heimat von Hillbillys und Preppers. Doch beide Gruppen war gut auf den Krieg vorbereitet«, erklärte Tenzing und grinste süffisant.

»Ihr habt keine Ahnung, wovon ich spreche, oder?«

Nein, hatten wir nicht.

»Oh, lieber Nathaniel Creen, lieber Jevran Wigth und auch liebe Künstliche Intelligenz. Ich erhelle gerne eure Ahnungslosigkeit. Die ländlichen Gebiete waren nicht nur voller friedlicher Farmer mit Latzhose und Schweinchen Dick. Nein, es gab auch viele Aussteiger und Eigenbrödlers. Menschen, die noch so lebten, wie im sogenannten Wilden Westen.«

Auch das sagte mir nicht viel. Jevran half dabei. So erzählte er mir, dass die USA aus einer Revolution gegen ein Königreich in Europa entstanden sei. Antrieb war die Unabhängigkeit von einer weit entfernten Regierung, und dieser Gedanke hielt sich über Jahrhunderte. Deshalb hatten die Bundesstaaten auch viel Macht, und Gesetze eines Bundesstaates in den USA galten noch lange nicht für das ganze Land und umgekehrt. Im Wilden Westen wurde Amerika vollständig erforscht und besiedelt. Oft waren Selbstjustiz oder irgendwelche regionalen Gesetzeshüter wichtiger als Verordnungen aus Washington, der Hauptstadt der USA, die in einer Zeit ohne Autos, Flugzeuge, Gleiter oder Raumschiffe nur innerhalb mehrerer Wochen zu erreichen waren. Also störte sich auch niemand daran.

Farmer nahmen das Gesetz lieber selbst in die Hand, um ihren Grund und Boden zu verteidigen, den sie sich selbst einfach genommen hatten. Das hatte den Amerikanern eine nicht sehr gesunde Liebe zu ihren eigenen Waffen gegeben und ein ungesundes Misstrauen gegenüber allen möglichen überregionalen Institutionen.

»Um es kurz zu machen«, warf Tenzing ein, »Der Hillbilly oder Redneck ist froh über sein eigenes Maschinengewehr und verkehrt nur mit seinen Leuten. Sein Grips ist oftmals auch arg begrenzt.«

»Ist das nicht rassistisch?«, wollte Jevran Wigth wissen.

Tenzing breitete die Arme aus. »Willkommen im 21. Jahrhundert? Was glauben Sie denn, wieso die Menschheit fast untergegangen ist? In dieser

Zeit war Heuchelei besonders in Mode. Man schmückte sich mit schönen Phrasen, verbot Worte, betrieb eine Art Geschichtskorrektur – und am Ende drückten sie doch auf die falschen Knöpfe. Jeder faselte von Demokratie und Menschenrechten. Es war wie ein Spiel: Machte etwas und erzählte etwas anderes.«

»Welche Regierung hat Amerika nun?«

Tenzing spitzte die Lippen und antwortete gedehnt »Nun ...« Dann folgte ein Räuspern. »Das ist nicht anders als in Russland. Ihr Präsident hat als Roboter überlebt. Er nennt sich POTS One-X. Amerika lebt nun in einer geführten Demokratie. Das ist eigentlich ganz praktisch für das Herdenvieh, das lieber hinterherläuft als selbst zu entscheiden.«

Ich hielt auch nicht unbedingt viel von Demokratie. Demokraten waren verlogen. Sie heuchelten, gute Galaktiker zu sein, aber mehr als leere Worte kam für die Bürger ehi nicht heraus. Politiker egal welcher Richtung wollten die Gunst des Wählers und versprochen, um gewählt zu werden alles, was es zwischen den Sternen gab. Die Politiker in dieser Zeitlinie der Erde waren offenbar noch schlimmer, denn sie hatten einen Krieg gegeneinander geführt und ihre Zivilisation an den Rand der Vernichtung gebracht. Denver war nun ein Wahrzeichen ihrer Inkompetenz, wie viele weitere hunderte Städte. Für einen Planeten ganz ohne Transformgeschütze und Arkonbomben hatten sie sehr effektiv hinbekommen, ihre eigene Spezies zu dezimieren. Nun regierten Roboter als Abklatsch ihrer Erbauer die Reste ihrer mageren Errungenschaften.

»Unser Ziel ist die neue Hauptstadt der USA mit dem harmonischen Namen Bird City. Sie liegt unweit des Dorfes McDonald, welches den Regierungssitz von POTS bildet. Im Grunde genommen ist es ein langer Bunker, der von McDonald nach Bird City reicht.«

Ich rief mir die Ortungsergebnisse auf, um Tenzings Ausführungen zu visualisieren. Die beiden Dörfer lagen 15 Kilometer voneinander entfernt, und offenbar gab es in dreihundert Metern Tiefe eine langgezogene Bunkeranlage.

»Bird City hatte beim Ausbruch des Krieges knapp 400 Einwohner. McDonald nicht mal 200. Nun sind sie das Zentrum Amerikas. POTS will make Amerika great again.«

Tenzing klang spöttisch.

»Die Webseite von Bird City wurde sogar während des neuen Kalten Krieges gesperrt, um Cyber-Attacken auszuschließen. Die Leute dieser Stadt waren nicht sehr gast- oder fremdenfreundlich.«

Tenzing berichtete, dass die Städte einst von Landbesitzern und Rinderzüchtern Ende des 19. Jahrhunderts gegründet worden waren. Im Grunde genommen waren beide Städte politisch völlig unbedeutend gewesen, was ihnen einerseits den Untergang ersparte und andererseits nun zu einer zweifelhaften Blüte brachte.

»Die Einwohnerzahl hat sich auf 2.000 in Bird-City erhöht. Ein Teil lebt in der Bunkeranlage. Das ist auch unser Ziel. Wir brauchen den Nuclear Football des Präsidenten. Den Atomkoffer.«

Ich atmete tief durch. Warum machten wir das noch einmal? Ach ja, um die kläglichen Reste dieser Bevölkerung vor

dem wirklich finalen Atomkonflikt zu bewahren. Ob die es auch wirklich Wert waren? Eleonore war zumindest davon überzeugt. Ausgerechnet ein künstliches Wesen war mein moralischer Kompass geworden.

»Wir landen außerhalb. Tenzing und Soothorn bleiben an Bord der NOVA. Eleonore, Jevran, At-Karsin und ich sehen uns in Bird-City um«, entschied ich. Natürlich würde Eleonore als Positioner die Kontrolle über die NOVA behalten. Ich traute weder Tenzing noch Soothorn.

»Gewiss doch, lieber Raumritter! Bedenkt, dass die Leute dort sehr misstrauisch sind. Ihr seid Fremde. Versucht also ihr Vertrauen zu gewinnen.«



Die NOVA landete mit aktiviertem Laurin-Ortungsschutz vier Kilometer von Bird City entfernt. Wir wählten einen Landeplatz zwischen einer verlassenen Scheune und ein paar Bäumen. Den restlichen Weg legten wir zu Fuß zurück.

»Sie folgen gerade dem alten indianschen Handelspfad, welcher in die Interstate 36 mündet. Falls Sie das interessiert«, erzählte Tenzing über Interkom.

Nein, das tat es nicht. Ich wollte nur den Weg wissen, der mich in meine Zeitlinie zurückbrachte, damit ich ... Damit ich eigentlich was tun konnte? Ich hatte mein altes Leben gehasst. Jegliche Veränderung war eine Verbesserung. Es gab nur einen Grund, wieso ich meine Zeit zurück wollte: Ich wollte herausfinden, wer ich war. Wer ich war, bevor ich als Kopfgeldjäger arbeitete. Das wollte ich wissen.

Der Weg zur Stadt war vor Eintönigkeit kaum zu überbieten. Nichts als Felder und Felder und Felder. Man konnte schon von Weitem die Häuser der Vogelstadt sehen.

Endlich erreichten wir die Außenbezirke. Zu meiner Verwunderung gab es hier keine Wachen. Vielleicht war es im Atomzeitalter auch gar nicht erforderlich. Der Bunker war sicherlich bewacht. Wir standen an der Kreuzung zur Interstate 36. Links von uns befanden sich Silos und jede Menge Baugeräte und Schutt. Wir nahmen den sandigen Weg links, vorbei an Silos und einem verrosteten, weißen Speicher.

»Was sind das für Masten?«, fragte Eleonore.

»In der prärhodanistischen Zeit wurden über diese Masten entweder Strom oder die Telekommunikation übermittelt«, erklärte Jevran und zeigte auf dünnen Drähte, die von Mast zu Mast verliefen.

Rechts von uns lag eine sogenannte Tankstelle. Das waren Stationen, welche es den Vehikeln, den sogenannten Automobilen, ermöglichte, ihren Treibstoff aufzufüllen. Das Thema hatte ich mit Jevran bereits auf der Insel Föhr diskutiert.

Gehwege gab es hier nicht. Wir bewegten uns einfach auf dem Gras fort, das zwischen Fahrbahn und Einfahrt zu den Grundstücken wuchs. Offenbar gab es bei den Amerikanern im mittleren Westen keine Fußgänger.

Nach der Tankstelle kamen wir an einem Schild mit der Aufschrift »Daily bread« Vorbei. Das bedeutete soviel wie täglich frisches Brot. Offenbar waren

wir bei Art Lebensmittelgeschäft angekommen. Doch drinnen war niemand zu sehen. Vielleicht war es längst verlassen – oder einfach nur kurz geschlossen. Alles in allem wirkte Bird City recht verschlafen.

Nach einigen weiteren hundert Metern bogen wir in die Bird Avenue ab. Es folgten wieder einige hundert Meter mit vereinzelt stehenden Häusern. Dann gab es plötzlich auch einen Gehweg. So langsam wurde ein beschaulicher Ort daraus, bei dem die Häuser jedoch regelrecht einsam auf den weitläufigen Grundstücken mit ihren den trostlosen und verkümmerten Gärten wirkten. Sie hatten eine Holzverkleidung, Schornsteine, und meist stand ein großes Auto mit Ladefläche auf dem Parkplatz.

An einem roten, länglichen Haus mit der Aufschrift »Bargain Corner« kamen vier Männer zusammen, die gut sichtbar Waffen trugen. Alle vier waren groß und kräftig, wobei aber nicht unbedingt trainiert.

Ich wurde langsamer und die anderen drei passten sich meinem Tempo an.

Eleonore kramte eine Kugel aus ihrer Tasche und ließ sie vor uns schweben.

»Legt eure Waffen dort rein. Das Antigravfeld versteckt sie vor Ortung und physischer Abtastung. Sie wird aber unerkant mit uns schweben.«

Ich legte meinen Strahler hinein. Die Blase vergrößerte sich automatisch, nachdem auch Eleonore und Jevran ihre Strahler hineinlegten. At-Karsin besaß keine Waffe, denn ich traute ihm nicht. Nachdem sich diese energetische Kugel verschloss, war sie tatsächlich nicht mehr zu sehen.

Die Bewohner sahen allesamt nicht sonderlich freundlich aus, und sie wirkten auch nicht so, als seien es offizielle Ordnungshüter. Sie trugen keine Uniformen, sondern zwei von ihnen blaue Latzhosen, ein anderer ein rot-kariertes Baumwollhemd. Der Vierte eine weite, weiße Hose und ein buntes Hemd und einen Strohhut. Der kam auf uns zu.

»Yo«, rief er. »Habt ihr euch verlaufen?«

Während des Fluges hatten wir eine kurze Hypnoschulung in der englischen Sprache absolviert.

»Nein, wir wollten das neue, große Amerika sehen«, antwortete ich.

Der Mann mit dem Hut stellte sich vor mich. Dann spuckte er mir vor die Füße und betrachtete mich misstrauisch.

»Bist du so hässlich, dass du eine Maske tragen musst? Ihr Typen sieht aus, wie Leute, die Ärger machen.«

Damit hatte der Mann nicht mal unrecht. Wir wollten den Atomkoffer ihres Präsidenten. Also, aus ihrer Sicht brachten wir jede Menge Ärger.

»Er ist entstellt«, sagte Eleonore. »Doch er hat ein gutes Herz. Wir wollen keinen Ärger machen. Doch wir haben gehört, dass hier der Sitz des Präsidenten ist.«

»Ja, da hat du verdammt recht, Lady, ja«, rief ein zweiter mit langen Haaren und einem zauseligen Bart. Die anderen beiden richteten ihre Gewehre auf uns. Der Mann mit dem Strohhut breitete die Arme aus.

»Willkommen in der Hauptstadt der guten alten US of A. Das ist Bird-City, die 1885 von Mister Benjamin Bird gegründet wurde. Hier leben seither hart



Denver-Apokalypse von Roland Wolf

arbeitende und anständige Farmer und Rinderzüchter. Aufrechte Patrioten – und beim letzten Zensus 2020 kein einziger Schwarzer.«

»Dafür aber zwei Chinamänner«, warf der Mann mit dem karierten Hemd ein.

»Ich glaube, das sind Japse oder Koreaner. Also nicht die Hundefresser.«

Strohhut schniefte gedehnt.

»Nachdem die Atombomben fielen, gab es so viele Tote. Unsere Dörfer wurden verschont, doch leicht war es nicht. Der Fallout aus Denver kam, die Wasserversorgung und der Strom waren unterbrochen. Die Phase nach dem Abwurf war am gefährlichsten. Es dauerte eine ganze Zeit, bis wir das wieder auf der Reihe hatten. Und dann kamen die Plünderer. Wir wehrten sie ab, doch sie kamen immer wieder.«

Das klang wie eine typische postapokalyptische Geschichte.

»Und dann kam der US-Präsident mit seinen Panzern und Konvois und hat uns gerettet. Er hat Bird City wieder groß gemacht.«

»Yeah«, rief der Vierte im Bunde, ein Glatzkopf mit langem roten Bart.

»Und seitdem sind wir ihm zu Dank verpflichtet. Jeder Bürger verteidigt Bird City mit seinem Leben.«

Ich legte die Hände an meinen Helm, öffnete die Verschlüsse und nahm ihn ab. Der Mann hielt meinem Anblick stand und lachte.

»Die Lady hat recht. Du siehst echt scheiße aus. Strahlenkrankheit?«

»Nein, die hätte mich schon getötet. Schwere Verbrennungen während der Apokalypse«, log ich.

»Was ist mit dem Neger und dem magersüchtigen Glatzkopf?«

Der Mann mit dem Strohhut zeige auf Jevran Wigth und Cilgin At-Karsin.

»Nun, werter Herr Sicherheitsbeamter von Bird-City. Das Leben ist hart und ich habe viel an Gewicht verloren. Die Herrschaften haben mich aufgelesen und seitdem bin ich ihnen zu Dank verpflichtet«, erklärte At-Karsin. »Außerdem hat die Radioaktivität meine Haarpracht ausfallen lassen.«

Der Mann mit dem Hut drehte sich zu dem Anderen mit dem wirren Haaren und Bart. Er nickte ihm zu. Der kramte ein Gerät aus dem Beutel. Es war eine Art Scanner, welches ein knarzendes Geräusch von sich gab. Er scannte uns alle vier und schüttelte den Kopf.

»RAD-Werte sind im Normalbereich«, sagte er.

»Das Verschissene an Radioaktivität ist, dass, wenn ihr stahlt wie ein Kronleuchter, das auch übertragen werden kann. Wir sind zwar aktiv, aber nicht radioaktiv«, erklärte der Hutträger.

»Bringen wir sie in die City-Hall, Bryan?«, fragte der im Holzfällerhemd.

Der nickte.

»Sorry für meine Manieren. Ich bin Bryan Windham. Der mit dem starken Haarwuchs ist Brody Windham, mein Bruder. Die Glatze mit dem langen Bart ist mein Cousin, Roddy Windham. Und der Große mit dem Holzfällerhemd ist mein anderer Cousin, Steve Windham.«

Auch wir stellten uns vor.

»Seid ihr Araber?«, wollte Brody wissen und starrte Cilgin At-Karsin an. »Du klingst wie so ein Osama bin Laden.«

Der Hauri schüttelte den Kopf.

»Meine Familie lebt seit zweihundert Jahren in Amerika. Wir kamen aus

Schweden und kämpften immer auf amerikanischer Seite.«

»Ach ja? Und im Bürgerkrieg? Kämpfte dein Ur-Opä für den Süden oder Norden?«

At-Karsin blickte sich ratlos um.

»Hattest du nicht erzählt, dass dein Ur-Ur-Großvater mal unter Stonewall Jackson diente?«, warf Jevran Wigth ein.

»Ja?«, machte At-Karsin ratlos.

Bis auf Wigth hatte wohl weder einer eine Ahnung, wer Stonewall Jackson war, noch worum es in diesem amerikanischen Bürgerkrieg gegangen war.

»Gut, dann war er auf der richtigen Seite«, stellte Brody Windham fest. Dessen Bruder Bryan seufzte und deutete auf Wigth. »Ihr habt es ja trotzdem überlebt. Naja, wir sind ja aufgeklärt und modern. Kannst also mit, Neger.«

»Danke, Bwana«, erwiderte Wigth zynisch.

»Da steht unser Pickup. Auf die Ladefläche. Ich fahre. Brody kommt mit. Die anderen beiden gehen zu Fuß«, entschied Bryan Windham und lachte laut. Wir stiegen auf die Ladefläche und fuhren auch schon los. Ich setzte meinen Helm auf.

»Wer ist dieser Stonewall Jackson?«, wollte ich wissen.

»Im amerikanischen Bürgerkrieg kämpfte der industrielle Norden gegen den landwirtschaftlich geprägten Süden. Kernthema war die Sklavenshaltung. Der Süden wollte seine Sklaven nicht freilassen. Das Land teilte sich, und Thomas Jackson war General in der sogenannten Konföderation, also dem Süden.«

»Und das ist für diese Leute gut?«, hakte At-Karsin nach.

»Kansas war im Bürgerkrieg auf Seiten der Union, also den Nordstaaten. Es gab hier trotzdem viele Sklavereibefürworter. Außerdem machte die Windhams eher den Eindruck, als seien sie ziemlich konservativ.«

»Das ist eine freundliche Umschreibung für Menschen, die befürworten, einen anderen Menschen besitzen zu können«, stellte Eleonore fest.

Jevran Wigth zuckte mit den Schultern.

»Wir können die Werte des 21. Jahrhunderts NGZ nicht als Maßstab nehmen. Letztlich wurde der Süden besiegt und die Sklaven freigelassen. Doch das führte noch lange nicht zu wirklicher Freiheit. Die Sklaven waren dunkler Hautfarbe und lebten noch hundert Jahre später mit Rassentrennung und Benachteiligung. Erst dann änderte sich das langsam«, erklärte Wigth.

At-Karsin kicherte.

»Nun, als die Atombomben fielen, waren Schwarze wie Weiße gleichermaßen tot. Da waren sie wenigstens vereint ...«



Wir erreichten die City-Hall von Bird-City. Einige Männer und Frauen in schwarzen und blauen Uniformen standen davor und beäugten uns misstrauisch. Die City-Hall war aus hellgrauem Stein gebaut oder zumindest verputzt. Sie war nicht besonders groß, eher unscheinbar, und hatte nur eine Etage. Neben ihr stand ein Fahnenmast, an dem eine weißrot gestreifte Fahne mit einem blauen Rechteck mit vielen Sternen wehte.

Hinter dem Gebäude standen zwei

große Masten zu jeder Seite. Ihre Bedeutung war mir unklar.

»Hey Bryan, was sind das für Leute?«, rief ein Mann in einer schwarzen Uniform vor dem Gebäude.

Ich bemerkte, dass sich immer mehr Leute hier versammelten. Die waren vermutlich nicht wegen uns hier.

»Fremde, die wir eingesammelt haben. Vielleicht kann der Bürgermeister ja mit ihnen sprechen oder Chief Bronson?«

Der Uniformierte hielt seine Hand an dem Halfter seiner Handfeuerwaffe. Die waren hier alle sehr misstrauisch.

»Später, der Große spricht gleich zu uns. Heute ist doch Sonntag.«

»Ach verdammt, stimmt ja«, sagte Windham und spuckte auf den Boden. Er kratzte sich am Bart und seufzte. »Na dann, Leute. Behaltet Platz und schaut auch das Spektakel an. Der US-Präsident wird gleich zu seiner Bevölkerung sprechen.«

Die breite Straße vor dem Gemeindehaus füllte sich mit Menschen. Es waren vornehmlich ältere Leute. Ein Zischen war zu hören. Ich blickte zu den beiden Masten. Aus jedem Mast fuhr ein Querbalken heraus, so dass sie sich in der Mitte trafen. Als sich die beiden Stangen verbanden, fuhr eine Leinwand herunter. Aus den Lautsprechern ertönte eine pathetische Musik, die Wigth als Nationalhymne der USA identifizierte. Auf der Leinwand erschien die Abbildung eines Adlers, dann sah ich einen orangefarbenen Roboter. Das mechanische Wesen sah humanoid aus, dennoch mit Kanten und war ganz bestimmt kein Android. Es wirkte auf mich, als sei der Roboter

eher aus nicht aufeinander abgestimmten Teilen konstruiert worden.

Auf dem Kopf trug der Blechhaufen eine blonde Perücke. Um den silbernen Hals war eine lange rote Krawatte gebunden. Alles in allem wirkte das auf mich eher lächerlich. Die Menge aber jubelte und johlte. Ihr Präsident war da und sprach zu ihnen.

»Es ist interessant, wie die Terraner in dieser Zivilisationsstufe es geschafft haben, offenbar Gehirne in Roboter einzubauen. Das bemerkte ich schon bei meinem Besuch bei den Russen«, flüsterte mir Eleonore zu.

Der Roboter hob eine dünnen Arme.

»Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika. Heute ist ein wundervoller Sonntag. Vielleicht ist es der beste und schönste Sonntag von allen. Ich bin euer Präsident, ich liebe euch und ihr liebt mich. Zusammen machen wir Amerika wieder groß!«

Die Zuhörer klatschten und jubelten.

»Die USA sind das schönste Land der Welt«, fuhr der Roboter fort. »Es hat die wundervollsten Ruinen, den stärksten Fallout und die tollsten Bombenkrater. Und ... es hat noch viele, viele Atomraketen, um den Ivan mit dem kleinen Lümmel zum Mond zu bomben.«

Fast jedes Wort wurde mit frenetischem Jubel begleitet.

»Das sollten Sie sich ansehen«, hörte ich Tenzings Stimme in meinem Helm-funk. Und schon wurde mir eine Echtzeitaufnahme der Region zwischen Bird City und McDonald aufgezeigt. In den 15 Kilometern fuhren hunderte Raketen aus dem Boden, wie zu einer Parade.

»Das sind seine Atomwaffen. Jede Ra-

kete ist mit einer Atombombe bestückt. Verstehen Sie mich jetzt?»

»Sollten der Russe oder der Schlitzauge uns anpissen, was machen wir dann?«, fragte POTS.

»Wir pissen zurück«, schrien die Zuhörer und klatschten.

Es erklang erneut die Nationalhymne. Alle Männer und Frauen legten ihre Hand ans Herz und sangen sie mit. Nachdem das Spektakel vorbei war, kam einer der Uniformierten uns.

»Absteigen, der Bürgermeister will euch sehen.«



Der Bürgermeister John Abott war ein Durchschnittstyp. Sein kurzes Haar wurde an der Stirn schon licht. Er war nicht dick, aber auch nicht sportlich. Der Mund war schmal, die Nase breit. Er blickte uns mit seinen kleinen Mandeläugen an und rauchte eine Zigarette. Abott trug einen blauen Anzug und auch eine rote Krawatte.

»Wissen Sie«, begann er und nahm einen Zug von seiner Zigarette. »Das Schöne an Kansas ist, dass es hier ruhig zugeht. Die Leute haben ihr Haus, ihre Arbeit und ihren normalen Tagesablauf. Sie müssen sich nicht fürchten, dass irgendwo ein Gangster-Rapper oder ein Mullah an der Ecke steht. Wir sind eine Gemeinde, wissen Sie? Nach der Apokalypse haben wir zusammen die Stadt verteidigt und die Versorgung wieder hergestellt. Die Bürger konnten also ihren Traum vom friedlichen Leben in harter Arbeit weiterleben. Und ich will, dass das so bleibt, wissen Sie?»

Er drückte seine Zigarette aus und blies den Rauch aus.

»Ich will, dass Oma Maggy friedlich durch die Stadt schlendert, ohne dass sie überfallen wird. Ich will, dass Betty Sue und Danny nachts aus dem Haus schleichen, um ihre jugendliche Liebe auf dem Rücksitz eines Chevys zu genießen, ohne, dass ein Neger mit Knarre sie bedroht und vergewaltigt. Ich will einfach das normale, schnöde amerikanische Leben, wissen Sie? Und was ich nicht will, sind Störenfriede – Fremde und Ausländer, die jede Menge Ärger bringen.«

»Wir wollen auch keinen Ärger. Alles was wir möchten, ist POTS so nah wie möglich zu sein«, heuchelte Eleonore durchaus glaubwürdig für eine Positronik.

Abott lachte.

»Was habt ihr dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zu bieten?»

»Die Codes der russischen Atombomben«, antwortete ich.

Das war keine Lüge. Tenzing stieß einen Fluch aus, der über Interkom in meinen Helm schallte. Jevran Wigth und Cilgin At-Karsin blickten skeptisch zu mir und der Terraner Abott war nun still. Ich erhob mich.

»Das ist der Deal. Wir bekommen eine Audienz mit POTS und handeln eine Vereinbarung aus.«

»Und ... und wie soll die aussehen?»

»Das übersteigt bei Weitem ihre Gehaltsklasse, Herr Bürgermeister! Wir sprechen nur mit dem Präsidenten.«

Die Verlockung war zu groß für den Typen. Er zündete eine zweite Zigarette an und lachte. Dann nickte er zustimmend. »Okay, Deal!«

Er rief Sheriff Bronson, einen kräftigen, dickbäuchigen Mann mit kurzgeschorenem Haar und einem fein geschnittenen Bart. Er trug ein blaues Hemd mit einem großen Sherriffstern und schwarze Hosen. In seiner Hand hielt er einen Schlagstock, mit dem er immer wieder leicht in die linke Handfläche schlug, während Abott ihm die Situation erklärte.

»Bringen Sie die vier zum Bunkereingang in McDonald. Dann soll sich die Secret Service um sie kümmern.«

»Und wenn es Stress mit denen gibt?«

Bronson deutete auf uns und machte damit klar, dass er nicht den Secret Service meinte.

»Erschieß einen von ihnen. Wir brauchen am Ende nur einen Lebendigen, falls sie nicht gelogen haben. Aber wenn das friedlich geht, wird der Präsident der Staaten glücklich sein. Na los jetzt.«

Abott setzte sich echauffiert in seinen Sessel und wedelte mit der Hand. Bronson deutete mit dem Kopf zum Ausgang. Draußen hatte sich die Masse aufgelöst. Vor der City Hall standen zwei dunkelblaue Autos mit der Aufschrift Kansas City, KS Police. Drei Polizisten standen davor. Sie hielten ihre Hände an den Waffenholstern und blickten uns grimmig an. Ich stieg mit Eleonore in den einen Wagen, Wigth und At-Karsin in den anderen. Unser Beifahrer vorne war Sheriff Bronson. Er stellte den Rückspiegel so, dass er uns immer im Auge behalten konnte. Dieser Provinz wichtigtuer kümmerte

mich wenig. Tenzing schimpfte wie ein Rohrspatz. Doch das hörten nur ich über das Interkom in meinem Helm und Eleonore, die ein Interkom direkt in ihrem Androidenkopf hatte. Sie lächelte mich an und schien sich offenbar über das Gezeter von Tenzing zu amüsieren.

Ich blickte aus dem Fenster. Hinter einem Zaun tummelten sich Tiere. Doch etwas stimmte mit ihnen nicht. Ich sah genauer hin. Einige Kühe hatten zwei Köpfe. Ich sah ein Pferd mit acht Beinen und einen Kopf an jedem Ende des Torsos. Schafe, deren Fell grün leuchteten. Die Schweine standen aufrecht und starrten uns grimmig hinterher. Das mussten die Auswirkungen des Fallouts sein.

Die Autos bogen links in die Rawlins Ave ab und fuhren bis zum United States Postal Service, einem kleinen Gebäude aus rotem Backstein mit einer schwarzen Markise vor der Eingangstür. Wie auch in Bird City war hier alles provinziell. Für den Sitz des Präsidenten eines großen Landes hatte ich mehr erwartet. Dort standen vier Männer in schwarzen Anzügen.

»Willkommen in McDonald. Hier gibt es den BigMac der Vereinigten Staaten«, sagte Bronson und lachte über seinen eigenen Witz, den ich nicht verstand. Beunruhigend standen zwei Panzer am Eingang. Die zwei alten Krieggeräte dienten eher der Abschreckung, doch sie zeigten aus welchem Holz dieser US-Präsident geschnitzt war.

5. Der nukleare Football

Da stand der BigMac der USA nun vor uns. Ich wusste nicht einmal, ob das wirklich ein Mann war, aber vermutlich war diese Konstruktion dem männlichen Präsidenten im Jahre 2037 angelehnt. Der Roboter war in etwa 1,70 Meter groß. Der eckige Torso ruhte auf einem Kettenfahrgestell. An der Seite des Torsos ragten zwei Arme heraus. Der eckige Kopf mit den großen Augen ruhte auf einem langen, schwarzen Hals. Der Rest des Stahlkörpers war orange. Auf dem Kopf saß eine blonde Perücke. Abgerundet wurde das Erscheinungsbild von einer langen roten Krawatte, die um den dünnen Hals gebunden war.

Während POTS X-One auf uns zu rollte, spielte im Hintergrund ein zackige Marsch, den Jevran als Präsidentenmarsch identifizierte. Er war umringt von etwa einem Dutzend Männern in schwarzen Anzügen – seinem Secret Service.

Ich ließ meinen Blick durch den Raum werfen, der prunkvoll und sauber war. Der Boden war mit einem glänzenden Laminat ausgelegt, darüber lagen rote Teppiche. Es gab einen Bereich mit einem großen Konferenztisch. Auf der anderen Seite eine gemütliche Couch-ecke mit Fernseher und einer Minibar. Am Konferenztisch saßen zwei glatzköpfige Offiziere, der eine mit weißer, der andere mit dunkler Haut.

Als die Fanfare zu Ende war, sprach der Roboter mit sanfter Stimme.

»Herzlich willkommen im Weißen Haus. Das ist das neue Oval Office. Es ist nicht oval, aber es ist mein Office. Es ist

eigentlich das schönste Büro überhaupt. Haben Sie schon einmal ein so schönes Büro gesehen? Ich nicht. Es freut mich, dass Sie da sind. Das ist so schön. So bombastisch. Ich freue mich auf die Atomcodes vom Genossen. Nehmen Sie doch Platz.«

Zwei attraktive, dunkelhaarige Frauen in knappen Sachen brachten uns Getränke.

»Greifen Sie zu. Meine beiden Angestellten sind vielseitig. Ich nennen sie im Duo Blase-Hase. Sie können einfach prima putzen. Einfach phänomenal. Sie säubern regelmäßig meine Mininuke. Aus dem unteren Torso öffnete sich eine Klappe und ein dickes Rohr fuhr heraus.

»Es ist mit den Neuronen in meinem Gehirn verbunden, was umgepflanzt wurde. So was Tolles haben Sie noch nie gesehen, oder? Ich wette, meiner ist größer als der vom Genossen Ivan dem Ersten.«

»Ich habe mir diese Details nicht angesehen«, erwiderte Eleonore. Sie konnte sogar witzig sein.

»Oh, wirklich? Nun ja, dafür kannst du dir meine Details ganz genau anschauen. Willst du mal anfassen? Ich verspreche, das wird phänomenal und einfach nur galaktisch super.«

»Ähm, später vielleicht«, log Eleonore. Wir mussten uns aber das Vertrauen des eitlen Roboterpräsidenten ergaunern. Das konnte sie deutlich besser als ich. In ihrem Androidenkörper war sie nun mal eine attraktive Frau – und deutlich kommunikativer und diplomatischer als ich.

»Damit bin ich auch fein. So, so... alles fein. Also, wer von euch ist denn ein waschechter Amerikaner? Ihr seht ja nicht so aus. Europäer? Araber?«

»Nun, ich stamme aus New York«, sagte Eleonore. »Die Stadt der Freiheitsstatue und des Big Apple. Des Madison Square Garden.«

Vermutlich hatte sie diese Informationen von Jevran Wigth bekommen.

»Korrekt, wir waren Arbeitskollegen dort«, ergänzte Jevran. »Wir waren vor dem Atomkrieg Wissenschaftler. Ich bin außerdem Veterinär.«

Der Roboterarm von POTS winkte ab.

»Ich mag keine Leute, die kein Fleisch essen. Aber gut und der kahle Kopf dort?«

»Aus dem Süden der USA. Mein Urahn kämpfte unter Stonewall Jackson.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Amrum«, fiel mir ein.

»Aha«, machte der Präsident und fuhr zum Tisch. »Nun, ich war früher auch Business-Man. Ich war der Big Boss, die Number One, The Hit. Also, was wollen Sie für die Codes? Und ich bin nicht dumm. Sie müssen verifiziert werden.«

Eleonore legte ihre Hand auf meinen Schenkel und antwortete: »Wir wollen hier leben. Geben Sie uns zwei Häuser, ein großzügiges Startkapital und ein paar von ihren doppelköpfigen Kälbern und etwas Land zum Anbauen.«

»Ich weiß nicht. Bird City ist eine großartige, phantastische Stadt. Ein-

Bird City – Tankstelle von Roland Wolf



fach toll, man muss diese wundervollen Menschen dort einfach lieben. Doch sie sind auch etwas traditionell. Blacky wird da nicht leben können.«

»Dann geben Sie uns Grund in der Nähe. Wir wollen ja nicht die braven Menschen von Bird City mit meiner Anwesenheit in Verlegenheit bringen«, schlug Wigth vor. Ich vernahm seinen sarkastischen Unterton.

»Okidoki, so machen wir es. Die Codes bitte. Wir müssen sie natürlich auf ihre Echtheit prüfen.«

»Alles zu seiner Zeit, Herr Präsident. Genießen Sie diesen Moment. Sie sind bald in Besitz aller Atombomben der Welt. Wo ist denn Ihr Football?« Eleonores Stimme klang so sanft und säuselnd.

»Ich zeige ihn dir, Süße. Aber wenn du den Football willst, musst du auch mein Rohr anfassen. Lange anfassen ...«

Ein notgeiler Roboter war selten. Seine Einzigartigkeit war mir aber auch nicht sympathisch. In der Postapokalypse lebten so einige von Trieben gesteuerte Menschen. POTS würde sich sicher mit dem Eremiten auf Föhr verstehen.

Einer der Uniformierten erhob sich.

»Mister Präsident, ich lege meinen Protest ein. Das sind Staatsgeheimnisse! Wir haben die russischen Codes noch nicht einmal gesehen.«

POTS rollte zu dem dunkelhäutigen Mann.

»General King Luther Jones. Ich bin der Präsident, okay? Und was ist das überhaupt für ein dummer Vorname. Wer heißt denn King Luther?«

Der Mann atmete tief durch.

»Meine Eltern taufte mich nach dem großen Martin Luther King.«

»Ach so, naja, wir sind ihm ja alle

dankbar, dass er die Sklaverei abgeschafft hat. Aber ehrlich, so heißt man nicht. Das ist erbärmlich, schwach. Sie sind General Erbärmlich. Bringen Sie den Football oder soll ich ihre Eier quetschen?« POTS hob bedrohend die Hand. Sie war aus Stahl und wurde von einer sehr kräftigen Hydraulik gelenkt. Ein Griff mit dieser Roboterhand würde Rührei aus den Juwelen des Generals machen. Das schien er auch zu erkennen und nickte eilig.

»Nun raus mit euch allen«, rief er dem Secret Service zu. »Meine Kumpels und ich haben Daddysachen zu besprechen.«

Ich ging die potenziellen Szenarien durch. Diesen notgeilen Roboter zu vernichten, war einfach. Die Codes wären dann in unserem Besitz. Eine Flucht stellte für mich und Eleonore auch kein Problem dar. Die anderen beiden würden wir schon durchbringen. Das Problem bei diesem Plan war jedoch, dass die Amerikaner die Zugriffcodes ändern würden. Sie wären dann nutzlos für uns. Nein, wir mussten es so anstellen, dass POTS es nicht bemerkte. Natürlich würde er auch nur Fälschungen der russischen Codes erhalten.

Die menschliche Gesellschaft war nach dem Atomkrieg wahrlich am Tiefpunkt angelangt. Zwei Roboter regierten die Überreste der Weltmächte. Der eine war aufgrund der gescheiterten Vergangenheit melancholisch und der andere glaubte, ein großer Frauenheld zu sein. Zumindest dieser amerikanische Roboter ging recht arglos mit den Zugriffcodes der Atomraketen um.

»Früher, da waren die Go Codes und die Gold Codes noch voneinander ge-

trennt. Das war mir zu mühselig, deshalb habe ich alles ins Köfferchen gelegt.«

POTS öffnete den schwarzen Koffer und nahm eine Plastikkarte heraus. Er gab Eleonore die Karte, auf der einige Zahlenabfolgen standen.

»Beeindruckend, so viel Macht in den Händen zu halten«, sagte sie und drehte die Karte. Sie speicherte die Codes ab. Es reichte, sich die Reihenfolge anzusehen. Letztlich war Eleonore trotz ihres Äußeren und ihrem innerlichen Bestreben nach Menschlichkeit eine leistungsfähige Maschine. Sie gab POTS the Greatest die Karte zurück. Sie warf mir einen Blick zu. Die Codes der Russen hatte sie digital aus dem System entnommen und auf einem sogenannten USB-Stick gespeichert. Dieses Speichermedium war zu der damaligen Zeit weit verbreitet gewesen. Sie holte den Stick aus ihrer Brusttasche und überreichte ihn dem Roboter. Dieser griff sofort zu und lachte mechanisch.

»So wundervoll. Das ist wahrlich der schönste Moment in der Geschichte dieses Planeten. Nur, wie verifizieren wir diesen? Wir müssten ja deren Atomraketen starten. Machen wir das mal zum Test, ja?«

»Nein«, sagte Eleonore und lächelte.

»Das würde doch das Ende der restlichen Menschheit bedeuten. Geben Sie den Stick Ihren Analysten und verwahren ihn gut. Nutzen Sie ihn nur einmal. Wir kehren in ein paar Wochen zurück und werden dann um Asyl bitten.«

»So sei es! Kleines, du kannst in meinem Bett schlafen. Nichts für ungut, Maskenmann!«

Eleonore lachte gestellt.

Die Sicherheitsleute des Secret Service betraten wieder den Raum. POTS öffnete nochmals den Nuclear Football und legte den USB-Stick dazu. Dann warf er den Koffer in die Arme des Sicherheitsberaters.

»Checkt das mal, Jungs!«

Er wandte sich wieder an Eleonore: »Ich habe nun eine wichtige Partie Golf mit dem größten Gegner überhaupt zu spielen, mir selbst. Wenn Sie mich entschuldigen, Ladies and Gentleman.« Wir wurden hinausgebracht. Der Algorithmus der russischen Codes war von Eleonore auf der NOVA gut gefälscht worden. Die amerikanischen Analysten würden kein Verdacht schöpfen. Wir waren nun im Besitz der Zugriffcodes und konnten Tenzing jetzt helfen, alle Atomraketen in Richtung Sonne zu schießen. Dann hatte die Menschheit noch einmal eine Chance.

6. Der Koordinator der Apokalypse

Der Himalaya lag vor uns. Es war das höchste Gebirge des Planeten und der größte Berg war der Mount Everest. Die Berge erstreckten sich über sechs Länder, denn damals – oder in der Zeit, in der wir uns befanden – gab es keine ver-

einte Menschheit mehr. Die Welt war in vielen Nationalstaaten aufgeteilt gewesen. Nach dem Atomkrieg 2037 waren die Staaten zusammengebrochen und entvölkert. Bhutan bildete eine der Ausnahmen, geschützt durch das Gebirge

des Himalaya und durch eine gewisse Unbedeutsamkeit war es von Atomangriffen verschont geblieben.

Die NOVA flog nach Thimpu, der Hauptstadt des Landes. Tenzing grinste während der Landung vergnügt vor sich hin. Eleonore übergab ihm zwei Datenträger mit den russischen und den amerikanischen Codes.

»Nutzen Sie diese Codes weise«, sagte sie mahnend zu Tenzing.

Dieser nahm die zwei Datenträger.

»Selbstverständlich. Ich begeben mich unverzüglich ins *Tigernest*. Dort steht die größte Computeranlage des Landes.«

Wir verließen die NOVA und wurden von bunt gekleideten Männern und Frauen empfangen, die uns anlächelten und zujubelten. Sie führten ausgelassen Tänze in traditioneller Kleidung vor. Tenzing hielt die Codekarten hoch und wurde jubelt.

Die tanzende und singende Menge machte Platz für den Drachenkönig Wangchuck und sein Gefolge.

Tenzing schritt zu seinem Gebieter und verneigte sich. Demütig reichte er ihm die beiden Codekarten. Der König nahm sie in die Hand und sah sie ehrfürchtig an. Dann gab er sie wieder zurück.

»Ihr bringt sie nach Paro Taktsang und bereitet den Start vor. Je eher die Welt von diesen Waffen der Apokalypse befreit ist, desto besser. Brecht unverzüglich auf, Wohlfühlkoordinator.«

Wangchuck wandte sich an mich und Eleonore.

»Wir danken euch, Freunde des Lebens. Bleibt hier und speist an meiner Tafel, seht und erfahrt die Liebe des Volkes von Bhutan.«

»Wir nehmen gerne an, König«, antwortete Eleonore.

Ich legte meine Hand auf Tenzings Schulter.

»Soll ich Sie begleiten?«

Der lächelte und schüttelte den Kopf.

»Oh, das ist nicht nötig. Paro Taktsang, auch als Tigernest bezeichnet, ist eine kleine Siedlung in den Bergen. Sie diente vor dem Krieg als Bitcoin Mining-Farm und reichte tief in den Berg hinein. Windkraft verhalf uns zum Strom, und nach dem Krieg brauchten wir die Mining-Farm nicht, doch clevere Wissenschaftler bauten ein Netzwerk, welches sich in die noch übrigen Netzwerke der Großmächte hackte. Einzig die Codes fehlten, um die Waffen fernzulenken. Seit über 20 Jahren warten die Überlebenden auf diesen großen Moment. Er ist dank euch möglich geworden.«

Tenzing legte nun seine Hand auf meine Schulter.

»Genießt diesen Augenblick. Feiert mit den Bhutanesen. Kostet von der Schönheit dieses Landes. Ich habe mich um meine Mission zu kümmern und führe sie alleine durch. Das ist meine größte Genugtuung.«

Tenzing drehte sich um und ging in Richtung eines Hubschraubers. Nach einigen Minuten hob der ab und verschwand in den Wolken. Cilgin At-Karsin und Kuvad Soothorn hatten sich bereits unters Volk gemischt. Die Bhutanesen sahen die beiden Idioten als Helden an, auch wenn sie nichts Sinnvolles zu unserer Mission beigetragen hatten. Der Ruhm galt eigentlich Eleonore. Sie war der kluge Kopf gewesen und wusste als Positronik doch sehr, menschliche Taktiken anzuwenden.

Der Drachenkönig hatte auf seinem goldenen Thron Platz genommen. Vor ihm tanzten eine Reihe Frauen und Männer einen traditionellen Tanz. Eleonore erklärte mir, dass diese Auf-führung als Dechen Lhundrup Tanz bezeichnet wurde. Die Männer trugen einen Gho und die Frauen einen Kira. Ich machte mir wenig aus Folklore und war nicht empfänglich für den Tanz der Bergschönheiten. Eleonore kam auf mich zu und lächelte. Es war ein warmes Lächeln. Sie hatte ihre Mimik perfektioniert.

»Nathaniel, ist es nicht eine wunderbare Erfahrung, Leben zu retten? Sieh dir ihre Euphorie und ihr aufrichtiges Glück an.«

Verdammt, Eleonore! Ihre Begeisterung steckte mich etwas an. Ich blickte in die Gesichter von lächelnden, glück-

lichen Menschen. Es war schwer, sich dieser Freude zu entziehen. Der Drachenkönig erhob sich und streckte die Arme in die Höhe.

»Unser Wohlfühlkoordinator Tenzing arbeitet in diesem Moment daran, die Atomwaffen der ehemaligen Supermächte der USA und Russland zu kontrollieren und in die Sonne abzufeuern. Dann wird die Welt frei sein von den zerstörerischen Waffen und die Menschheit kann neu beginnen.«

»Es ist Zeit zu gehen«, sagte ich zu Eleonore. »Suchen wir eine Temporale Anomalie und versuchen mehr darüber herauszufinden.«

Ich sendete ein Signal über mein Interkom an Soothorn und At-Karsin, dass sie nun zur NOVA zurückkehren sollten. Es wurde Zeit, dass wir uns über unsere Situation Gedanken machten.



Bird City – Gebäude von Roland Wolf

War eine Rückkehr zu unserer Zeitlinie möglich? Das galt es nun vordringlich zu untersuchen.

Ich erreichte zusammen mit Eleonore die NOVA. Wir warteten auf die Ankunft der anderen beiden und die Zeit verstrich. Endlich schlenderte Cilgin At-Karsin in unsere Richtung. Dann blieb er stehen und winkte. Ich erkannte nun auch Kuvad Soothorn, der von zwei kräftigen bhutanesischen Frauen umgeben war, die ihn liebkosten.

»Es gibt ein Problem«, sagte Eleonore unvermittelt. »Sofort in die NOVA!«

Ich fragte nicht nach und eilte die Rampe hoch. Sie winkte Soothorn und At-Karsin. Der Hauri schien als erstes zu verstehen und zog Soothorn mit sich, der sich nur widerwillig aus der Umklammerung der beiden Frauen ziehen ließ. Während wir noch im Laderaum waren, wurden die Maschinen aktiviert.

Ich folgte Eleonore in das Cockpit. Sofort bemerkte ich die Hologrammkarte der Erde. Sie zeigte einige rote Punkte, die sich schnell bewegten.

»Die Raketen?«, vermutete ich.

»Zehn Atomraketen steuern nach meinen Berechnungen direkt auf Thimpu zu. Soothorn und At-Karsin sind an Bord. Ich aktiviere den Schutzschirm.«

»Können wir die Stadt nicht mit dem Schutzschirm schützen?«

Sie sah mich traurig an.

»Das ist nicht möglich. Die energetischen Ressourcen dieser Space-Jet reichen dafür nicht aus. Er umschließt die NOVA und ist um das doppelte ausdehnbar, das bedeutet, wir könnten einen Radius von nur 70 Metern schützen. Mit steigendem Radius sinkt die Ener-

giedichte im Schirm proportional zum Radius im Quadrat, weil die vorhandene Energie auf eine immer größere Fläche verteilt werden muss.«

Ich aktivierte die Offensivbewaffnung und die Zielerfassung. Doch die Raketen waren verdammt nahe. Ich feuerte das MVH-Geschütz ab und drei Raketen wurden getroffen. Der Himmel färbte sich orange. Dann detonierte eine der Raketen. Es ging alles so schnell. Ein greller Blitz, dann war die NOVA schon von einem Feuersturm eingehüllt. Ich startete das Schiff und hob mit einem Alarmstart ab. Rings um uns herum war nur Feuer zu sehen, ehe wir eine Höhe erreichten, die der Atompilz noch nicht erreicht hatte. Ich schaffte Abstand zum Herd der Explosion. Eine Wolke aus Feuer und Asche stieg auf und formte den berühmten Atompilz.

Thimpu wurde Opfer einer nuklearen Apokalypse. Es gab keinen Zweifel, dass die Bewohner vermutlich zum Großteil schon jetzt tot waren. Andere mochten verbrennen, von der Druckwelle zerquetscht oder im Rauch ersticken. Jene, die überlebten, würden binnen Tagen oder Wochen an der Strahlenkrankheit zugrunde gehen.

»Die anderen vier Atomraketen fliegen zu anderen Siedlungen. Ich lokalisiere insgesamt 271 Atomraketen aus Russland und 312 Raketen aus Amerika, die unterschiedliche Ziele anfliegen«, meldete Eleonore.

»Tenzing«, knurrte ich und begriff, dass er uns alle reingelegt hatte.

Ich nahm Kurs auf Paro Taktsang.



Taktsang lag im Parotal. Das Kloster lag in einer Höhe von 3.120 Metern und war für normale Menschen nur über einen steinigen, langen Bergpfad zu erreichen. Für die NOVA stellte der direkte Flug dorthin kein Problem dar. Taktsang bedeutete auf tibetisch »Tigers Versteck«. Die Anlage war an die Felswand gebaut.. Wer hier hinwollte, mussten schwindelfrei sein, denn trotz des überwältigen Ausblicks konnte ein Fehltritt den Sturz in den sicheren Tod bedeuten. Die weißen Häuser besaßen eine ähnliche Struktur wie die Paläste und Klöster in Thimpu. Goldene, dreifach gestaffelte Dächer prägten diesen asiatischen Baustil. So viel hatte ich bereits über diese mir fremde Zeit gelernt.

Auf einer Terrasse zum Bergabhang stand ein Mann. Aus der Distanz konnte ich nicht erkennen, ob es sich um Tenzing handelte, doch ich war mir sicher. Die NOVA konnte nirgends landen.

»Ich nehme das Gravopack und fliege zu ihm«, entschied ich.

Eleonore stand auf und berührte meinen Unterarm. »Sei vorsichtig und komm heil zurück.«

Ich nickte nur, verließ das Cockpit und nahm den Antigrav hinunter und schnallte es auf dem Weg zur Luke hin um. Als sie sich öffnete, blickte ich auf das Parotal mit seinen idyllischen Bäumen und den Gipfel, an dem Taktsang gebaut war. Beim Sprung aus der NOVA aktivierte ich das Gravopack und steuerte sicher auf das Kloster zu, wo ich auf der Terrasse landete.

Tenzing stand mit dem Rücken zu mir und blickte auf das Gebirge. Die Windspiele auf dem Balkon seitlich gaben

eine monotone Melodie von sich. Aus einem Tonträger säuselte eine Frauenstimme: »We will meet again, don't know where, don't know when, but I know we will meet again some sunny day«. Der Horizont war orange gefärbt und zeugte von der erneuten atomaren Apokalypse.

»Ist das nicht ein schöner Anblick, Nathaniel?«, fragte Tenzing.

»Verstehen Sie das unter Ihrer Jobbezeichnung Wohlfühlkoordinator?«

Tenzing winkte ab.

»Ich war schon vieles. Doch meine eigentliche Bezeichnung ist der *Zeitfa-mulus*.«

Er drehte sich um.

»Ich begleite jene, die ihren Platz in der neuen Zeit noch nicht gefunden haben.«

Er breitete die Arme aus.

»Das hier alles ist eine gescheiterte Zeit. Es gab keinen Retter für die Menschheit, und ihre Auslöschung war nur eine Frage der Zeit. Ich habe diesen Vorgang nur beschleunigt. Wenn es für ein Tier keine Heilung gab, so erschoss man es, damit man es vor weiterem Leid bewahrte. Die Menschen hätten sich früher oder später wieder die Köpfe eingeschlagen. Auch ohne Atombomben wäre das geschehen.«

»Und Sie sind jemand, der das entscheidet?«

Tenzing nickte.

»Ja, ich gehe davon aus, dass ich eine gesunde und fundierte Expertise habe. Diese Menschheit war definitiv verloren. Es war ein interessantes Projekt, doch bereits das zweite, das gescheitert ist. Du erinnerst dich ja an den ersten Versuch?«

Tenzing streckte den Arm zum Hitlergruß aus und schlug die Hacken zusammen.

»Er führte die Menschheit zielstrebig und sicher in den Untergang. Das muss man ihm lassen ...«

Er wandte sich wieder den Bergen zu.

»Ich habe euch belogen, das gebe ich zu. Und ich habe eure Naivität ausgenutzt. Ich brauchte die Codes, um die letzten Siedlungen der Menschen zu vernichten. Ein letzter nuklearer Schlag, der dieses Kapitel beendet.«

Er lachte grunzend.

»Und wieder stehen wir beide am Tag des Jüngsten Gerichts zusammen. Ironisch, oder?«

»Es gibt einen Unterschied diesmal«, sagte ich und trat näher.

»Ach, und welchen?«

Ich packte Tenzing am Hals und drückte zu. Er grinste immer noch, obwohl er sichtlich nach Luft rang.

»Diesmal wirst nur du in die Tiefe fallen.«

Ich drückte Tenzing über die Brüstung und ließ los. Er fiel zunächst in eine Ansammlung von Bäumen. Dann knackten die Äste und er stürzte schreiend in die Tiefe. Er hatte den Tod verdient.



Ich sah zum zweiten Mal den Untergang der Menschheit.

Atompilze stiegen über Bhutan auf. Thimpu war ausgelöscht. Die Ortung bestätigte nicht nur die Zerstörung der wichtigsten Städte im Land Bhutan, auch andere Zufluchtsorte der Überlebenden wurden mit den letzten Atomraketen beschossen.

Siedlungen in Südamerika, Afrika und Asien wurden mit dem nuklearen Holocaust überzogen.

Es berührte mich ein wenig, auch wenn ich Zeit meines Lebens gegen die bloße Existenz der Terraner gekämpft hatte. Obwohl ich vielleicht selber ein Terraner war. Ich war mir sicher, dass es Soothorn und At-Karsin herzlich egal war. Jevran Wigth musste bestimmt leiden. Er hatte lebhaft und mit ganzem Herzen für die Existenz von Terra gekämpft. Nun sah er seinen gelobten Planeten – und der lag in Trümmern.

»Immerhin wissen wir nun, dass Terra real ist. Wir müssen nur die Erde in unserer Zeitlinie finden«, sagte ich.

»Es existiert eine Temporale Anomalie im Alpha Centauri-System«, stellte Eleonore fest. »Die CASSIOPEIA befand sich in Alpha Centauri, als in unserer Zeitlinie die Anomalie ausbrach. Möglicherweise können wir so zurück in die unsere.«

»Vielleicht könnten wir ja in eine andere Zeitebene wechseln. Ich hätte jedenfalls keine Ahnung, wie wir unsere finden könnten. Versuchen wir es also.«

Ich beschleunigte die NOVA und verließ den Orbit der Erde. Der blaue Planet sah friedlich aus – jetzt, wo die Menschheit beinahe ausgelöscht war.

Der Flug ins Alpha Centauri System dauerte weniger als eine Stunde. Es war seltsam, denn es fühlte sich so an, als wäre ich die Strecke der 4,3 Lichtjahre schon einmal im Traum geflogen. Eine verblasste Erinnerung als Raumherr des Germanischen Reiches an Bord seines HAUNEBU-Schlachtkreuzers spukte im Hinterkopf herum.

Das blaue Leuchten des Artefaktes wurde intensiver, als wir die Temporale Anomalie erreichten. Vor uns lagen Tryortan-Schlünde. Mehrfarbige Schlieren zogen ihre Bahnen und Blitze zuckten vor uns. Jede Schliere und jeder Blitz schien ein Portal in eine andere Zeit zu sein. Doch welche sollten wir nehmen?

Ich sah Eleonore an.

»Wo auch immer wir landen. Immerhin gehen wir zusammen.«

Sie lächelte und wusste offenbar mit meinem romantischen Ansatz nichts anzufangen.

Ich steuerte auf eine violette Schliere zu und flog hinein. Hinein ins Ungewisse.

7. Der gefallene Pilot

Perry Rhodan stand im Licht des Mondes und der Sterne. Dort, wo er eigentlich hätte sein sollen. Doch irgendetwas war schiefgelaufen, und nun befand ich mich mit dem ehemaligen Astronauten der US-Space-Force in einem Tagebaubetrieb nahe der Stadt Köln. Unser Treffen war geheim, denn wir beide hatten etwas zu befürchten.

Nicht nur du!

Ach ja, und dann war da auch noch Harry. Harry war meine innere Stimme. Vielleicht war ich auch hochgradig schizophren. Innere Stimme klang jedenfalls besser.

Seit ich vor einigen Tagen Köln erreicht hatte, war ich gejagt und angegriffen worden. Der Chef der IIA höchstpersönlich, Allan D. Mercant hatte mir gedroht. Mein Leben stand auf dem Spiel. Irgendetwas sagte mir, dass auch Perry Rhodan gerade nicht auf der Sonnenseite des Lebens stand. Vielleicht konnten wir uns gegenseitig weiterhelfen.

»Darf ich nun wissen, weshalb Sie mich treffen wollten, Mister Olaf Petersen?«

»Sie sind Perry Rhodan?«

Der Mann zeigte den Ansatz eines Lächelns.

»Wäre ich sonst hier?«

Er zog seinen Ausweis aus der Hemdtasche und reichte ihn mir. Ich sah mir das kleine Dokument an, aber es war zu dunkel. Ich entzifferte den Namen Perry Rhodan, und auch das Bild schien zu passen. Es hätte auch gefälscht sein können. Den Unterschied würde ich nicht bemerken.

»Danke sehr, Mister Rhodan. Ich möchte nur wissen, was Sie während Ihrer Mondumrundung gefunden haben, sodass Sie und Bull von der Mission abgezogen worden sind.«

»Hm, Sie haben eine gute Kombinationsgabe. Doch warum sollte ich Ihnen das erzählen? Sie sind ein drittklassiger Reporter in Berlin und ich würde Hochverrat begehen.«

Na wenn schon, dann zweitklassig, meinte Harry. Ich selber empfand meine Arbeit stets als erstklassig. Ich berichtete Rhodan von meiner Begegnung mit Allan D. Mercant, dem Tumult mit den russischen Agenten und der täglich schlechter werdenden politischen Lage.

Wolltest du nicht Rhodan ausfragen?

Harry verstand nicht, dass Rhodan mir vertrauen musste. Wir standen in einer dunklen Sommernacht in der gigantischen, mehrschichtigen Grube eines Tagebaus, weil wir uns fürchteten, entdeckt zu werden. Jeder hatte etwas zu verlieren. Im schlimmsten Fall das Leben.

»... doch, lieber gebe ich mein Leben und rette die Menschheit, als dass ich zusehe, wie unser Planet untergeht. Mir ist klar, dass Sie etwas auf dem Mond gesehen haben. Nicht umsonst waren alle Geheimdienste hinter mir her.«

Rhodan ging auf mich zu. Ich zuckte kurz zusammen, dann behielt ich meine Fassung. Es konnte ja alles passieren. Rhodan schritt an mir vorbei und ich nahm das als Angebot an, gemeinsam mit ihm etwas herum zu gehen.

»Selbst, wenn ich Ihnen etwas erzählen würde und wir bereit wären, unser Leben zu opfern ... Wie gedenken Sie mit den Informationen umzugehen?«

»Nun, ich werde alle Zeitungen, Radiosender und Fernsehsender informieren. Keiner bekommt das exklusiv. Das ist für alle bestimmt, damit es schnell die Runde macht.«

Rhodan nickte leicht und blickte in den Himmel.

»Was schlummern dort oben nur für Möglichkeiten für die Menschheit?«, fragte sich Perry Rhodan leise.

Ich spürte, dass wir ähnlich tickten. Auch ich blickte in den Himmel und sah die unzähligen Sterne und Galaxien, die erhaben über unseren winzigen Köpfen funkelten. Wäre ich in der Vergangenheit nicht so ein Feigling gewesen und die Raumfahrt etwas komfortabler, so

hätte ich mich auch als Astronaut gemeldet. Nach der Überwindung der Erdanziehungskraft, welche sicherlich nicht angenehm war, musste es einfach wundervoll sein, durch den Weltraum zu fliegen, Kurs auf eine fremde Welt zu nehmen.

Der Mond, Mars, Saturn, Pluto – es gab viele Ziele in unserem Sonnensystem. Sicherlich war keiner davon ein Ausflugsziel, doch sie alle waren andere Planeten, fremde Welten. Reisen, wohin noch nie ein Mensch zuvor gereist war. Dieses Gefühl, ein Pionier zu sein, ein Entdecker zu sein – das war unbezahlbar.

»Dort oben kommen wir unserem Schicksal näher«, sagte ich. Das klang hohl, das wusste ich auch. »Wir erweitern unseren Horizont, unser Wissen, die Seele und das Herz. Welche Potenziale schlummern dort? Nun, ich denke, dass die Erforschung des Weltraums essentiell für den Fortbestand der Menschheit ist.«

»Exakt, Mister Peterson! Wenn die Menschen erkennen, dass wir nicht allein im Universum sind, wenn die Menschen die Wunder des Kosmos sehen können, dann würden sie auch zueinander finden und ihren Krieg untereinander beenden.«

»Dieser Krieg steht uns noch bevor«, flüsterte ich.

Als Reporter war das eigentlich eine tolle Nachricht. Krieg bot täglich Nachrichten und damit einen vollen Geldbeutel. Abgesehen von dem moralischen Dilemma würde dieser Krieg kein regionaler Stellvertreterkrieg im Dschungel oder in der Wüste sein. Dieser Krieg würde uns alle betreffen, denn

sie würden Atombomben einsetzen. Die menschliche Zivilisation würde untergehen.

Rhodan blieb stehen. Er schmunzelte.

»Schon als kleines Kind interessierte ich mich für den Weltraum. Weihnachten 1946 bekam ich einen Sternennatlas und verbrachte viel Zeit mit Dad auf dem Case Mountain, um die Sterne zu studieren. 1947 schenkten meine Eltern mir ein Spiegelteleskop. Schon immer war mein Blick in den Weltraum gerichtet.«

Rhodan setzte seinen Weg fort.

»Die Menschen sind zu so viel fähig, doch sie bekämpfen sich lieber selber«, erklärte er. »Neid, Gier und Rassismus prägen unsere Gesellschaft. Es fehlt den Menschen, die zweifellos tatkräftig sind, an Visionen.«

Versuchte Rhodan die Menschen in Schutz zu nehmen?

Dieser Rhodan ist ein Philanthrop. Rechtfertigen fehlende Visionen Mord und Totschlag? Die Bereitschaft, jeden auszulöschen, weil er nicht der eigenen Meinung ist? Die Menschen sind im Kleinen wie im Großen egozentrisch und zutiefst verdorben, ätzte Harry.

»Gier, Egoismus und das Streben nach Macht wird durch eine Vision nicht verschwinden«, antwortete ich.

»Nein«, meinte Rhodan. »Nicht über Nacht. Vielleicht über Generationen.«

Er seufzte und blieb erneut stehen. Mit dem rechten Fuß schob er etwas Sand von links nach rechts und wieder zurück.

»Sie wollen also wissen, was ich auf dem Mond entdeckt habe und warum ich von dem Unternehmen Stardust abgezogen wurde?«

Ich nickte. Rhodan blickte mich mit seinen wasserblauen Augen prüfend an. Er überlegte wohl, ob er mir vertrauen konnte. War ich denn in der Lage die Informationen, die er mir geben würde, tatsächlich richtig einzuordnen?

Sag es ihm doch, drängte Harry.

Was denn? Ach das? Als ob er sich dran erinnern würde.

Gemeinsamkeiten verbinden.

Diesmal war ich es, der stehen blieb und Rhodan mit einem feinen Lächeln anblickte.

»Nun, Rhodan, Sie sind jedenfalls schon immer ein Querdenker gewesen. Sie erinnern sich nicht, aber 68 in Paris ...«

Rhodan starrte mich ungläubig an.

»Veronique? Hast du dich einer Geschlechtsumwandlung unterzogen?«

»Was?«

Was zum Teufel faselte Rhodan da? Der winkte nun ab und lachte.

»Kleiner Scherz. Ich habe Sie doch hoffentlich nicht verprügelt, wenn Sie die Demonstration meinen. Damals tat ich, was ich für richtig hielt. Der Einsatz von Gas gegen Studenten war ein Verbrechen. Und das konnte ich der Polizei ja schlecht melden, die ja verantwortlich dafür war.«

Ich winkte ab.

»Ich war ein Reporter, den Ihre Freunde davon abhielten, seine Arbeit zu machen.« Rhodan sagte nichts und schmunzelte nur. »Ich fand Ihren Einsatz halt couragiert.«

»Genug des Lobes, Olaf!«

Rhodan seufzte und betrachtete die Bahnen im Tagebau.

»Der Mensch ist zu großen Leistungen fähig, wie wir hier sehen. Und trotzdem

könnten wir vermutlich mit viel weniger Aufwand irgendwann Energie erzeugen. Wir müssten nur dort oben hin. All die Welten bieten sicher eine Lösung.«

Er wandte sich wieder mir zu.

»Also gut. Als wir den Mond umrundeten und Fotos machten, kam es zu einem Zwischenfall. Die Bordcomputer und der Funk fielen aus, und ich musste das Schiff manuell in der Umlaufbahn des Mondes halten. Nach ein paar Minuten war das Phänomen vorbei, wir beendeten die Umrundung und kehrten planmäßig auf die Erde zurück.«

Rhodan berichtete, dass er und Reginald Bull die Entwicklung der Bilder in einer engen, mit Rotlicht beleuchteten Kammer tief in einem US-Space-Force

Komplex in Nevada selber vorgenommen hatten. Eigentlich hatte es für so etwas einen Filmentwickler gegeben, der aber plötzlich erkrankt war. Rhodan und Bull hatten sich nichts dabei gedacht – bis sie auf den Bildern etwas gefunden hatten, was sie nicht erwartet hatten.

»Was wir beide dort sahen, war ein rundes metallisches Objekt mit einem Durchmesser von ungefähr 500 Metern. Wir gingen sofort zu unserem Kommandanten Lesly Pounder und zeigten ihm die Aufnahmen. Ich war überzeugt, dass es sich um ein Raumschiff handelte und schlug Pounder vor, dass wir genau dort landen sollten. Es war eine einmalige Chance für die Menschheit. Ich riet

Mr. POTS Roboter von Raimund Peter



ihm, mit dem Ostblock und der Asiatischen Föderation zu sprechen, um eine gemeinsame Expedition zu organisieren. Doch ich war naiv.«

Rhodan trat gegen einen kleinen Stein, der ein paar Meter weit flog.

»Ich wurde aufgrund emotionaler Instabilität und mangelnder Entscheidungskompetenz schon wenige Stunden später abgezogen. Es kam zum Streit, bei dem Bully beleidigend wurde – und auch er wurde versetzt. Die zweite Mannschaft rückte in den Vordergrund. Michael Freyt und Rod Nyssen ersetzten uns. Eric Manoli war nicht glücklich darüber, er blieb aber, da er sich als Bordarzt verpflichtet fühlte. Ebenfalls Clark G. Flipper als vierter Mann.«

Ein Raumschiff? Ich hörte Rhodans Story mit Interesse, doch seine erste Aussage beherrschte meine Gedanken. Ein fremdes Raumschiff auf dem Mond? Das klang so abenteuerlich wie in einem Groschenroman. Auf dem Mond gab es doch nichts, was für Aliens von Bedeutung sein konnte. Ja, er war für uns Menschen ein wichtiger Meilenstein zur Erkundung des Weltraums, doch warum sollte ich als außerirdische Intelligenz auf einem Gestirn ohne Atmosphäre landen?

Vielleicht sind diese Außerirdischen ja anders als die Menschen. Sie brauchen keine Atmosphäre und freuen sich, in einer Kraterlandschaft zu leben.

Sehr unwahrscheinlich.

Rhodans Aussagen würden jedenfalls erklären, wieso alle durchdrehen. Wenn die STARDUST Kontakt zu den Aliens aufgenommen hat, dann wollen der Ostblock und die Asiatische Föderation auch etwas davon wissen. Das Gleichge-

wicht der Macht wird nun zu den USA hin verschoben. Und das ist eine Gefahr.

»Wie ist der Name Ihres inneren Gesprächspartners?«, fragte Rhodan.

Ich zuckte zusammen. Woher wusste er das? Was sollte ich tun?

Antworte ihm einfach, riet meine innere Stimme.

»Der Name lautet Harry. Sie denken bestimmt, ich bin völlig verrückt.«

»Medizinisch nennt man das Schizophrenie. Vielleicht ist Harry auch ein vergeistigtes Wesen und wir stufen nur alles als krank ein, was wir nicht verstehen. Es gibt mehr im Weltraum, als wir uns vorzustellen vermögen und nicht verstehen. Ich verurteile Sie nicht oder stufe Sie nicht als Geisteskranker ein, sollte das Ihre Befürchtung sein.«

»Danke, doch woher wussten Sie das?«

»Ihre Pausen waren auffällig lang, so als ob Sie noch mit jemand anderen besprechen würden.«

Ich nickte nur, während Rhodan seine Geschichte weitererzählte.

»Jedenfalls wurden Bully und ich zur US Air-Force auf eine Basis in Deutschland versetzt. Den Rest kennen Sie ja.«

»Was glauben Sie, was die dort gefunden haben und was Sie damit gemacht haben?«, wollte ich wissen.

Rhodan machte eine abschätzende Geste.

»Wenn ich recht habe, dann ein havariertes Raumschiff einer außerirdischen Zivilisation. Da sie uns technologisch überlegen zu sein scheinen, müssen sie wohl angeschlagen sein. Sonst könnten sie doch einfach den Mond wieder verlassen.« Er überlegte kurz. »Nein, sie sitzen dort fest. Vermutlich gab es ein Gefecht, was die Funkstille begründet.

Dann haben Freyt und sein Team offenbar die Oberhand gewonnen und die Besatzung des fremden Schiffes auf die Erde gebracht.«

»Auf die Erde? Demnächst erzählen Sie mir noch, in wärens in der Area-51.«

»Das wäre gut möglich. Zumindest in eine Basis in Nevada.«

»Wie wäre es, wenn wir in die Station einbrechen?«

Rhodan winkte ab.

»Dafür bräuchte man eine Armee oder die besten Spione der Welt. Alles, was wir machen können, ist die Weltöffentlichkeit darauf aufmerksam machen. Sie müssen wissen, dass wir vermutlich nicht allein im Universum sind, und die USA müssen gezwungen werden, die UNO zu informieren und mögliche Gefangene oder Technologien an die Vereinten Nationen auszuhändigen. Nur so können wir einen Krieg verhindern.«

Ich dachte darüber nach. Rhodan hatte recht. Der Ostblock und die Asiatische Föderation mussten in ihrem eigenen Interesse unter allen Umständen verhindern, dass die USA die Technologie der Aliens für sich beanspruchte. Aber erst einmal mussten sie es ja wissen. Die Welt war politisch und ideologisch zweigeteilt. Ein Gleichgewicht dieser Kräfte, die alle Atomwaffen besaßen, der sogenannte Kalte Krieg, verhalf dazu, dass es zu keinem Krieg kam. Jede Seite musste sonst damit rechnen, selber ausgelöscht zu werden. Doch wenn nun die USA an Alientechnologie kam, wer sagte nicht, dass nicht irgendein Hardliner an die Macht kommen und einen Krieg beginnen würde? Die Russen und Chinesen wollten keines-

wegs ins technologische Hintertreffen geraten. Sie mussten handeln. Ein frühzeitiger Angriff war aus deren Sicht vielleicht die beste Chance – auch wenn das bedeutete, dass es zu einem Dritten Weltkrieg kommen würde.

»Haben wir denn Beweise?«, wollte ich schließlich wissen.

Rhodan zog aus seiner Manteltasche einen Umschlag.

»Das sind Kopien und Negative der Fotos, die wir bei der Umrundung gemacht haben. Das sollte reichen, um die Neugierde zu wecken und eine UN-Vollversammlung einzuberufen.« Rhodan reichte mir den Umschlag.

»Nutzen Sie Ihre Kontakte bei der Presse. Je eher das in den Nachrichten steht, desto besser.«

Mir fiel sogleich ein Kontakt beim Kölner Stadtanzeiger ein. Ich blickte auf die Uhr. Es war 01:25 Uhr. Der Druck konnte noch gestoppt werden. Ich musste zurück nach Köln, um mit ihm zu reden. Wie war sein Name nochmal? Enrico irgendwas. Deutschitaliener oder so.

Nachdrücklich schob Rhodan den Umschlag in meine Hände.

»Ich vertraue Ihnen ... beiden.«

Rhodan schmunzelte, nickte mir zum Abschied zu und machte dann kehrt und verschwand kurz darauf im Dunkel der Nacht. Ich sah ihm hinterher, bis auch die Umrisse nicht mehr zu erkennen waren.

Was wäre wohl passiert, wenn Perry Rhodan seine Mission auf der STARDUST hätte beenden können?

Was hätte Perry Rhodan gemacht, wenn er die Aliens auf dem Mond angetroffen hätte?

8. Brisante Veröffentlichung

Es war 3 Uhr morgens, als mir jemand die Tür zum Verlagsgebäude des Kölner Stadtanzeigers öffnete.

»Enrico, danke«, sagte ich nur.

Der Mann mir gegenüber war schlank, fast schon dürr. Sein braunes Haar war lang. Er würde wohl als Hippie durchgehen. Er führte mich zur Redaktion. Um diese Uhrzeit waren wir alleine, doch ich hörte die Geräusche der Druckerei. Eilig setzte ich mich auf einen Stuhl, zündete eine Zigarette an und wählte die private Telefonnummer von Björn Lessing.

Nach einer Weile ging Lessing endlich ans Telefon.

»Ich habe mit Rhodan gesprochen. Er hat ein außerirdisches Raumschiff entdeckt und mir Fotos als Beweis geliefert. Das wird das große Geheimnis sein. Die Welt muss davon erfahren.«

Stille, dann Lachen.

»Mensch Olaf, dafür kriegen wir den Pulitzerpreis. Hör zu, ich telefoniere mit dem Kölner Chefredakteur. Das muss groß angelegt werden. Schreib die Story. Beeile dich, es ist schon 3 Uhr. Um 4 Uhr muss alles in den Druck. Ich werfe einen letzten Blick drauf.«

Innerhalb einer halben Stunde füllte sich die Redaktion mit Journalisten und Reportern. Ich faxte meinen Entwurf an die Berliner Morgenpost. Ich fühlte mich gut und war aufgeregt. Ich wusste, es war das Richtige. Vielleicht verhinderten wir einen Dritten Weltkrieg, wenn die Menschen die Wahrheit kannten. Die USA konnte diese Entdeckung nicht runter spielen. Sie musste Rede und Antwort stehen. Ich schloss meinen Artikel mit den Worten:

Die Tatsache, dass wir Kontakt mit einer außerirdischen Zivilisation haben, beweist, dass wir nicht allein im Universum sind. Sofort erscheinen unsere Konflikte und unsere Ideologien kleinlich und unwichtig. Wenn wir Teil einer kosmischen Gesellschaft sein wollen, dann müssen wir als Menschheit zusammenwachsen und mit einer Stimme friedlich sprechen.

Ich war müde. Ein paar Stunden Schlaf würden mir sicher guttun. Es gab einen Ruheraum in der Redaktion mit einer Couch. Die würde reichen. Ins Hotel konnte ich nicht zurück, denn dort würden Agenten der IIA auf mich warten.



Die ersten Sonnenstrahlen auf meiner Haut weckten mich. Ich brauchte ein paar Momente, um mich zu orientieren. Dann wusste ich wieder, dass ich auf einer Couch in einem Nebenraum der Redaktion des Kölner Stadtanzeigers lag. Auf dem Tisch lag schon die Zeitung von heute, dem 7. August 1971.

Ich war aufgeregt, wie ein Schuljunge. Ich sprang förmlich auf und packte die Zeitung. Und dann erstarrte ich: »NATO hat den Schlüssel zur Weltmacht – Ostblock und Asiatische Föderation haben ausgespielt.« Der Leitartikel war nicht der von mir. Es stand Björn Lessing darunter. Dieses Arschloch! Er schrieb von der Entdeckung von Aliens, dem Landesverrat von Perry Rhodan und zeigte Fotos. Lessing schrieb die Empfehlung aus, die Technologie der Aliens zu nut-

zen, um den Sieg des Kapitalismus und des Westens zu zementieren. Er schrieb wörtlich »Die Kommis und Roten haben ausgespielt.«

Ich zerknüllte die Zeitung. Das war doch eine Kriegseinladung. Wütend lief ich aus dem Zimmer. Enrico passte mich ab und drückte mich zurück ins Zimmer.

»Es ist gefährlich hier. Lessing hat dich verraten. Du musst verschwinden.«

Enrico drückte mir Schlüssel in die Hand.

»Das ist meine Wohnung, Luisenstraße 3. Warte dort auf mich.«

Ich verließ das Gebäude über einen Hinterausgang. Ich konnte es einfach nicht fassen.

Der Weg zu Fuß würde etwa eine Dreiviertelstunde dauern. Doch das war sicherer, als ein Taxi oder den Bus zu nehmen. Ich blieb an einem Café stehen. Im Fernsehen brachte Das Erste eine Sondersendung, die von Karl-Heinz Köpcke sachlich moderiert wurde. Experten und Politiker diskutierten die Neuigkeiten. Der Ostblock forderte umgehend die Auslieferung der außerirdischen Technologien. Die Asiatische Föderation verlangte eine UN-Sondersitzung, und bestanden darauf, die Außerirdischen oder deren Technologie in neutrale Hände zu geben. Beide sprachen von der ernststen Bedrohung der Menschheit durch die kapitalistische Gier. Der russische General-Staatssekretär Leonid Breschnew betonte, dass die UdSSR alle zur Verfügung stehenden Mittel nutzen werde, um ihre Interessen zu schützen. Der Präsident Chinas, Mao Tse-tung, erklärte, dass die Zeit nun der wichtigste Faktor sei. Je länger eine Wei-

gerung der USA zur Kooperation dauerte, desto mehr stieg die Wahrscheinlichkeit, dass die Asiatische Föderation und der Ostblock handeln mussten.

Aus dem Weißen Haus war bis dato noch keine offizielle Stellungnahme zu hören. Der US-Präsident Richard Nixon zögerte. Wieso nur? Bob Haldman, der Stabschef unter Nixon stand vor dem legendären Pult im Weißen Haus und erzählte nichtssagende Anekdoten. Es war eine Hinhaltetaktik. Vermutlich überlegten Nixon, John Ehrlichman und Henry Kissinger, was sie tun sollten.

Ich pffte erst einmal auf die Bude von Enrico und setzte mich ins Café. Eine Kellnerin mit lockigen, blonden Haaren in einem bauchfreien Top nahm die Bestellung eines großen Kaffees entgegen. Ich platzierte mich so nah am Fernseher, wie es ging. Erstaunlicherweise waren nicht so viele Leute interessiert, wie ich es angenommen hatte.

Die Dummen erkennen ihr Ende erst wenn es fünf nach Zwölf ist. Sie zeigen noch auf den Atompilz und rufen, schau mal, Liebling ...

Harry konnte mit seinem Sarkasmus richtig liegen.

Nun endlich tat sich was im East Room. Ich schaute gebannt auf den Fernseher. Nixon und Kissinger betraten die Bühne. Der Präsident stellte sich hinter das Podium und räusperte sich.

»Wir wurden heute von den Nachrichten überrascht. Ein inzwischen ehemaliger Major der US-Space-Force und der US-Air Force mit dem Namen Perry Rhodan hat uns alle einen Bären aufgebunden. Er war bei der Mondmission nicht dabei und weiß also auch nicht, was die Besatzung der STARDUST ge-

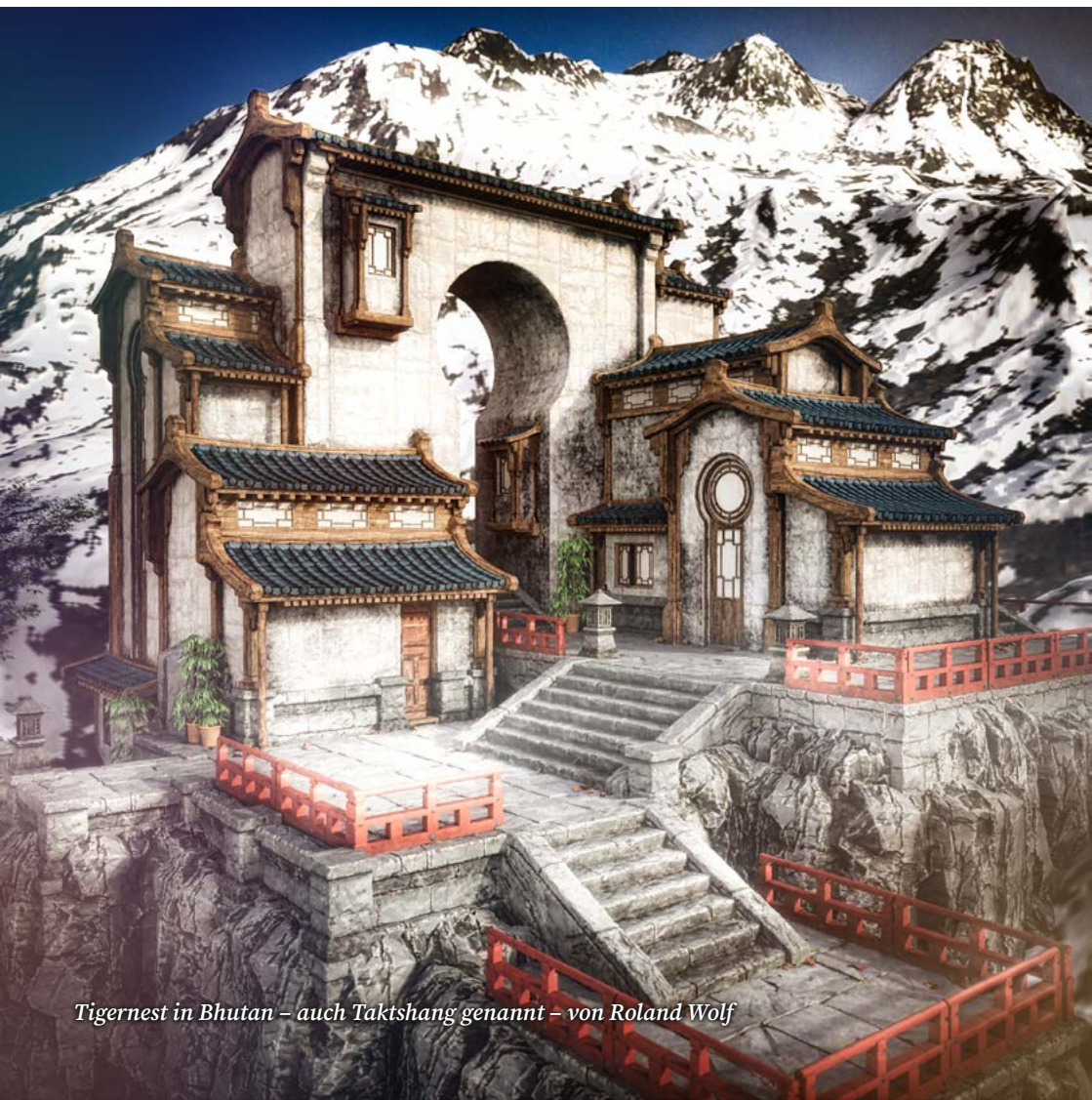
funden hat. Es waren aber sicher keine Aliens, oder Mister Kissinger?»

»Nein, Sir, ich habe in Area-51 heute Morgen keinen Kaffee mit einem Alien getrunken. Sie etwas, Sir?«

Nixon schüttelte den Kopf.

»Wir wollten warten, bis wir sicher sind. Die Besatzung der STARDUST hat

ein sehr, sehr altes Raumschiff einer uns unbekannten Spezies entdeckt, welches schon vor Ewigkeiten auf dem Mond abgestürzt sein muss. Das wird noch genauer untersucht. Um es vorweg zu nehmen an, und das ist besonders an unsere Freunde aus der UdSSR und der Asiatischen Föderation gerichtet: Wir



Tigernest in Bhutan – auch Taktschang genannt – von Roland Wolf

haben keine Technologie gefunden, die uns einen Vorteil verschaffen würde. Unsere Wissenschaftler werten das Material aus, doch es sind sicherlich keine phantastischen Energiequellen oder gigantischen Laserkanonen, wie Sie befürchten. Es ist alles viel harmloser, als man es vermuten würde. Natürlich werden wir mit den Vereinten Nationen kooperieren und nach einer eingehenden Prüfung unsere Ergebnisse vorlegen.«

Er machte eine Pause und schürzte die Lippen. Dann fuhr er fort: »Wir bitten aber auch zu akzeptieren, dass dieses fremdartige Material von Amerikanern entdeckt wurde und wir uns vorbehalten, alles erst einmal in Ruhe selber zu analysieren. Eventuelle Errungenschaften würden wir bei gegebener Zeit sicherlich unseren Partnern der NATO zur Verfügung stellen.« Und nun blickte er ernst in die Kamera. »Spionageversuche werden nicht toleriert. Und sollte jemand auf den Gedanken kommen, die USA anzugreifen, werden wir antworten. Und die Antwort wird nuklear sein.«

Nixon hatte seine Rede beendet. Mir war nicht wohler danach. Natürlich würden sich Breschnew und Mao Tse-tung damit nicht zufriedengeben. Ich trank erst einmal das heiße Getränk. Im Fernsehen diskutierten die Experten und Politiker weiter. Es wurden Szenarien besprochen, was passieren würde, falls die Situation eskaliert. Im Grunde genommen war dann alles vorbei. Die Interkontinentalraketen konnten innerhalb weniger Minuten jeden Punkt der Welt erreichen. Deutschland war natürlich im Arsch. Die Atomraketen aus der DDR waren innerhalb von zwei Minu-

ten in Bonn, Köln, Hamburg, München oder Frankfurt. Der Ostblock war im Besitz von 20.000 Atomraketen, die USA besaß vielleicht 18.000. Das reichte, um die Erde mehrmals auszulöschen. Die größte Atombombe besaß die UdSSR mit der Zarbombe. Mit 100 Megatonnen war die einfach nur gewaltig.

Wenn eine 100 MT Atombombe über Bonn detoniert, so würde der Radius des Feuerballs 6,71 Kilometer betragen. Der Radius der Explosion würde 32,6 Kilometer betragen. Sogar weite Teile von Köln würden zerstört werden. Die Gebäude würden einfach einstürzen, Feuer würden ausbrechen – und dann kommen noch die Verbrennungen durch die Hitze der Explosion. Zwar würde Leverkusen noch stehen, doch durch die Hitze würden die Menschen Verbrennungen dritten Grades bis nach Düsseldorf erleiden. Sogar bis in Bottrop würden die Auswirkungen der Explosion noch zu spüren sein. Natürlich werden die Russen keine 100 MT auf Bonn werfen. Um Bonn und Köln zu vernichten, reicht auch eine 5 MT Bombe oder je eine Kleinere.

Die Erläuterungen von Harry waren wenig beruhigend. Ich schaute noch eine Weile Fernsehen. Die Antwort von Leonid Breschnew folgte eine halbe Stunde nach Nixons Rede. Er unterstellte den USA auf Zeit zu spielen und wichtige Informationen vorzuenthalten. Die Sowjetunion und der gesamte Ostblock würden den technologischen Wettlauf nicht verlieren und alles tun, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Mao Tse-tung stellte den USA ein Ultimatum bis zum 9. August. Außerdem kündigte er neue Mondmissionen an.

Die Antwort der USA folgte dann auch wieder recht schnell. Sie untersagte der Asiatischen Föderation und China eigenmächtige Mondmissionen. Als ob der Mond der Besitz der Amerikaner wäre.

Die UNO hingegen appellierte an Ruhe und Geduld und berief für den 8. August eine Dringlichkeitssitzung ein.

Ich zahlte und wollte aufstehen, als sich zwei Leute zu mich setzten. Beide blickten mich grimmig an. Ich erkannte sie sofort. Es waren Perry Rhodan und Reginald Bull.

»Mister Peterson, wir müssen dringend reden«, sagte Rhodan.

9. Schusswechsel und Flucht

»Schmierfink«, rief Reginald Bull wütend und warf die Zeitung auf den Tisch. Die Gäste in dem Café blickten uns schon ungläubig an, was mir weniger peinlich war, doch wir erregten zu viel Aufmerksamkeit.

»So lautete unsere Vereinbarung nicht«, sagte Perry Rhodan.

Die beiden Piloten setzten sich zu mir und starrten mich aufgebracht nieder. Ich konnte sie ja verstehen. Sie waren zurecht wütend auf mich. Schweigend öffnete ich meinen Koffer, holte den Originalartikel heraus und legte ihn auf den Tisch.

»Das habe ich geschrieben. Mein Redakteur hat uns alle verarscht.«

Rhodan nahm das Papier und las es durch. Dann gab er es Bull, der einen Pfiff ausstieß.

»Das ist gar nicht mal schlecht. Dann verhauen wir jetzt deinen Redakteur?«

Ich musste lachen.

»Der sitzt in Berlin.«

Dann wurde ich wieder ernst. Wie sollte es jetzt nur weitergehen? Die Mächte drohten mit Krieg. Es war egal, ob der Westblock oder der Ostblock

den Knopf zuerst drücken würden, die Menschheit würde am Ende verlieren.

»Wir werden wohl alle drei gesucht«, stellte Rhodan nüchtern fest. »Dort drüben stehen bereits Agenten der IIA.«

»Sollen sie nur kommen«, knurrte Bull und legte die Hand in seine Jacke. Ich vermutete, er und Rhodan waren bewaffnet.

»Nicht doch, Dicker! Hier sind zu viele Zivilisten«, warf Rhodan ein.

Ein schwarzer Mercedes-Benz fuhr vor und hielt am Café. Rhodan und Bull beobachteten das Auto wachsam – und ich hatte einfach nur Angst. Hauptsache nicht schon wieder dieser Allan D. Mercant.

Die Tür öffnete sich und ... Mercant stieg aus. Der Mann mit der Halbglatze und dem Schnurrbart trug einen weißen Dreiteiler mit Krawatte. Hinter ihm stieg ein Mann aus, den ich ebenfalls bestens kannte: Björn Lessing. Mein Chefredakteur und der Geheimdienstchef der NATO arbeiteten zusammen?

Mercant räusperte sich.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen, meine Herren?«

»Nehmen Sie Platz«, antwortete Rhodan prompt.

»Guten Tag«, sagte Lessing gedehnt. »Ich denke, es ist ebenfalls genehm, wenn ich hier Platz nehme.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, setzte sich der Redakteur und ächzte kurz. Er blickte auf seine Uhr.

»Es ist zwar noch nicht Vier, aber wider den bekannten Spruch möchte ich ein Bier.« Er winkte die Kellnerin zu sich. »Fräulein? Seien Sie doch so nett und bringen uns eine Spezialität Ihrer Stadt. Ein Kölsch, bitte. Ich nehme an, die Herren trinken mit? Ach, bringen Sie uns einfach fünf Kölsch, meine Liebe.«

»Ich nehme lieber einen grünen Tee«, wandte Mercant ein.

»Aber natürlich, für den Herren einen grünen Tee. Wie unachtsam von mir.«

Lessing lachte. Es war wieder dieses grunzende, unangenehme Lachen.

Es wurde still, sah man von dem Gemurmel der anderen Gäste ab. Jeder blickte verstohlen auf den Tisch. Lessing schob die Bierdeckel hin und her. Nur Rhodan und Mercant blickten sich an.

»Das war sehr dumm von Ihnen, Major Rhodan«, sagte Mercant und sah, wie eine Wespe auf dem Tisch landete. Reginald Bull nahm mein Skript und holte zum Schlag aus.

»Nicht«, rief Mercant kurz aufgebracht. Bull hielt inne.

»Ach ja, der Tierliebhaber. Der drohende Untergang der Menschheit scheint Sie ja nicht zu kümmern, aber das Wohlergehen einer Wespe. Hoffentlich sticht Sie sie in Ihren Allerwertesten«, grollte Bull.

»Bully«, mahnte Rhodan.

»Ach, die Kölsch«, warf Lessing ein, als die Kellnerin zurückkam und die Getränke verteilte.

Lessing erhob lächelnd das Glas.

»Prost«, rief er und leerte das kleine Glas mit zwei Zügen.

»Nun, Sie haben uns gefunden. Ich sehe jedoch keine amerikanische Militärpolizei, welche für Bull und mich zuständig wären. Was haben Sie also mit uns vor?«, wollte Perry Rhodan von dem Chef der IIA wissen.

»Was hätten Sie gemacht, wenn sie auf Außerirdische auf dem Mond gestoßen wären und sie mit ihnen gesprochen hätten?«, stellte Mercant die Gegenfrage.

Bully lehnte sich zurück und stieß einen Pfiff aus.

»Da Brat mir doch einer einen Storch. Wir lagen also richtig, Perry!«

Rhodan kratzte sich am Nasenflügel und antwortete: »Wenn sie mit uns gesprochen hätten, dann hätten wir sie zu einer friedlichen Zusammenarbeit überzeugt. Wir hätten ihr Wissen und ihre Technik der gesamten Menschheit zur Verfügung gestellt. Denn damit wäre eine neue Epoche für die Menschheit angebrochen. Sie hätte begreifen müssen, dass wir nicht allein im Universum sind und dass wir nur vereint den Weltraum erforschen und seine Gefahren trotzen können.«

Die Kellnerin brachte den grünen Tee. Mercant süßte das Getränk und verteilte mit dem Löffel die Zuckerstücke. Er atmete tief durch.

»Das ist genau das Problem, Rhodan! Dieses Wissen kann die USA nicht mit dem Feind teilen.«

»Menschen sollten auf diesem Planeten keine Feinde mehr sein«, konterte Rhodan.

Mercant lächelte abfällig.

»Das Wunschdenken eines naiven Idealisten. Die Realpolitik sieht anders aus. Die Menschen sind nicht bereit dafür und Sie haben alles nur noch viel schlimmer gemacht. Statt Geheimhaltung müssen wir nun in die Offensive gehen. Die USA und ihre NATO-Bündnispartner müssen nun als Machtblock Nummer Eins angesehen werden und sich behaupten. China und Russland müssen Angst vor uns haben, sonst funktioniert die Abschreckung nicht. Wir müssen jetzt die Suppe auslöffeln, die Sie und Ihr Reporterfreund uns eingebrockt haben.«

Rhodan wirkte gelassen.

»Die Agenten des Ostblocks und der Asiatischen Föderation waren ihnen doch schon vorher auf die Spur gekommen. Sie suchen Sündenböcke für Ihre Geheimniskrämerei, die sich von IIA über MI6, BND und CIA erstreckt hat. Sie belügen die Bewohner dieses Planeten und sind brüskiert, wenn Sie dabei ertappt werden.«

»Sie wissen nicht, wie die Welt tickt«, warf Mercant ihm vor.

Rhodan schmunzelte. Er nahm das Kölsch und trank es aus.

»Sie wussten es mal, Mercant. Doch Sie haben nicht begriffen, dass die Menschheit weitergehen muss. Eine Demokratie darf sich doch nicht wie ein Regime aufführen. Doch genau dorthin sind wir abgedriftet. Feuer mit Feuer bekämpfen ist zu Ihrer Ideologie geworden. Das ist der falsche Weg!«

Mercant nahm einen Schluck von sei-

nem Tee. Die Wespe schwirrte wieder zwischen den Gläsern umher.

»Fräulein, noch eine Runde Kölsch bitte«, orderte Lessing. »Aus den Reagenzgläsern ist das so schnell leer«, entschuldigte er sich.

»Was würden Sie jetzt tun, Rhodan?«

»Die UNO in alles einweihen und eine öffentliche Konferenz mit dem Ostblock und der Asiatischen Föderation machen. Seien Sie ehrlich und präsentieren Sie das, was Freyt und die anderen vom Mond mitgebracht haben. Übergeben Sie das der UNO.«

»Ich bin Sicherheitschef der NATO und nicht der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Wenn die sich weigern?«

»Sie genießen großes Ansehen. Der Präsident wird auf sie hören«, sagte Rhodan fast schon schmeichelnd mit einem Lächeln. Dann wurde er wieder ernst. »Die Alternative wäre eine Spirale des Misstrauens, die im Atomkrieg eskaliert.«

Die Brünnete brachte den Nachschub,

»Es ist gut, dass Mister Mercant ein vernünftiger Mann ist und nicht auf Sie hört, Herr Rhodan.« Lessing leerte sein Bier wieder in zwei Zügen, bevor er fortfuhr. »Immerhin habe ich das selber auch erkannt und ihn informiert. Olaf, Ihr Artikel war völliger Mist. Sie sollten lieber Kinderbücher schreiben. Ich konnte mich noch nie mit diesem Hippie-Peace-Zeug anfreunden.«

»Die STARDUST hat ein Raumschiff auf dem Mond gefunden. Freyt und Nissen sind mit dem Mondvehikel dorthin gefahren. Doch diese Arkoniden wollten sie nicht wieder gehen lassen. Eine starrsinnige Frau namens Thora und

Apokalypse von Roland Wolf



ihr alter kranker Onkel namens Crest befehligen ein Schiff, auf dem der Rest der Crew degeneriert war. Sie hielten Funkkontakt, da ihr Raumschiff gestrandet war. Sie brauchten also unsere Hilfe. Während der Tage des Kontaktabbruchs schickten wir die GREYHOUND zum Mond. Sie war bewaffnet und wir drohten ihnen ein bisschen. Daraufhin ließen sie Freyt und Nissen frei und verschanzen sich weiterhin auf dem Mond.«

Was Mercant erzählte, was phantastisch. Der Erstkontakt mit einer fremden Zivilisation namens Arkoniden war der vielleicht größte Moment in der Geschichte der Menschheit. Und diesen versuchten sie zu vertuschen. Es gab also keine Technologie in deren Besitz. Nur das Wissen um den Standort von Außerirdischen auf unserem Mond.

»Lassen Sie mich mit den Arkoniden reden und verhandeln«, schlug Rhodan vor. »Wir stellen eine Crew mit Bull und mir sowie einem Vertreter des Ostblocks und der Asiatischen Föderation zusammen. Internationaler geht es nicht. Sie erwähnten, sie sind gestrandet, also brauchen sie vielleicht unsere Technologie. Sie sagten, einer sei krank. Vielleicht können wir ihnen helfen. Oder sie leiten uns ans, damit wir Technik und Medizin für sie produzieren. Verdammt, Mercant, das ist die Chance für die Menschen!«

Lessing zündete sich eine Zigarette an und lachte.

»Rhodan, Sie sind wir ein windiger

Aal, der seinen Hals aus der Schlinge ziehen will. Sie werden wegen Hochverrat hinter Gittern gesperrt. Und lieber, Olaf, für dich sieht es auch nicht viel besser aus.«

»Nun, ich neige dazu, mit dem Präsidenten zu sprechen«, sprach Mercant mit Bedacht. Lessing fing an zu husten. Er starrte zu Mercant.

»Vielleicht haben sie recht, Rhodan. Vielleicht ist ihr Weg der beste. Doch die letzte Entscheidung liegt beim Präsidenten der Vereinigten Staaten.«

Mercant nahm einen Schluck Tee – und blickte plötzlich entsetzt in die Runde. Er röchelte und fasste sich an die Kehle. Er zitterte, bekam jedoch kein Wort mehr raus.

»Oje, das muss die böse Wespe gewesen sein«, meinte Lessing. Rhodan sprang auf, während Mercant von seinem Stuhl rutschte. »Einen Luftröhrenschnitt. Bully, hilf mir.«

Ich war wie paralysiert. Lessing stand ruhig auf, zog aus seiner Jackentasche eine Pistole. Ich wollte noch etwas rufen, doch er schoss zuerst Bull in die Brust und dann Rhodan in den Rücken. Ich starrte Björn Lessing entsetzt an, wagte aber kein Wort zu sagen. Ich wusste, ich war der Nächste. Die Gäste schrien und liefen weg.

Lessing sah mich an und grinste diabolisch.

»Nun lauf, Olaf! Lauf!«

Mach, was er sagt! Der knallt dich sonst auch ab, schrie Harry mental. Lauf, Atlan! Lauf!

10. Der Pakt mit der CACC

Die Tiefe des Chaos schien auf Thora wie eine endlose Aneinanderreihung von Planeten zu sein, die wie eine Doppelhelix durch einen ihr unbekannten, dunklen Weltraum gezogen waren. Noch nie hatte sie so etwas gesehen – und kein noch so intelligenter Wissenschaftler von Arkon hätte sich das in seinen kühnsten Träumen ausdenken können. Welchen Grund das überhaupt hatte, und ob das physikalisch überhaupt möglich war, war ihr rätselhaft. Und doch war es da.

Sie befand sich an Bord der CASSIOPEIA. Einem Raumschiff, dessen Kommandant die Positronik ENGUYN war. Thora war die Technologie dahinter unbekannt, genauso wie der Erbauer der Positronik.

Sie war gefangen in einem Zeitchaos. Alles war einfach nur schrecklich. Noch vor wenigen Tagen war sie machtpolitisch auf ihrem Zenit gewesen. Sie war die Ehefrau des Beherrschers der Milchstraße, regierte als Imperatrice des Quarteriums die arkonidischen Kolonien im Alleingang. Natürlich war die Ehe mit Don Philippe de la Siniestro keine Liebeshochzeit gewesen. Es war eine Zweckehe. Thora bot sie viele Freiheiten. Aber das war nun alles vorbei.

Es hatte mit einer seltsamen Vision begonnen. Thora war eine andere Thora gewesen und hatte einen Mann mit einer Maske getroffen. Sie hatte das als Traum eingestuft, allenfalls als eine unheilvolle Vorahnung, denn zu diesem Zeitpunkt hatte sich der quarteriale Raumschiffverband bereits in der Temporalen Anomalie befunden.

Sie wusste inzwischen, dass diese Begegnung mit Alaska Saedelaere vermutlich kein Traum war. Denn sie hatten sich in der Tiefe des Chaos getroffen. Es war ein Omen gewesen. Vielleicht hatte sie das sogar selber erlebt, als diese Zeitschlieren zwei Zeitlinien miteinander verbunden hatten.

Ihr Leben hatte sich seitdem grundlegend verändert. Sie galt seit dem Jahr 2043 als tot, nachdem ihr Verband in der Temporalen Anomalie verschwunden war. Ihre Nachfolgerin war eine gewisse Mirona Thetin, Herrscherin über die Galaxis Andromeda.

Thora fühlte sich machtlos und unbedeutend. Sie kannte ihren Mann. Don Philippe de la Siniestro war machtbessessen und nur auf seinen eigenen Vorteil aus. Diese Mirona schien klug und schön zu sein, wenn sie Guckys Aussagen Glauben schenken durfte. Natürlich war das Thora selber auch, doch Mirona herrschte über eine ganze Galaxis, Thora nur über einen Kugelsternhaufen. In der Denkweise des Emperadors war diese Mirona Thetin damit weitaus attraktiver. Zumal Thora nicht wusste, ob die Arkoniden sich nach 3500 Jahren überhaupt noch an ihre ehemalige Regentin erinnern würden.

Vielleicht die schlimmste Erfahrung neben ihrer Bedeutungslosigkeit war dieses Verschmelzen mit der fremden Thora. Eine Frau, die ebenfalls im Jahre 2043 gestorben war, deren Schicksal also dem ihren ähnlich war – und doch waren sie so verschieden. Diese andere Thora war so devot, und ihr Herz schlug für diesen Perry Rhodan. Selbst als sie

im Sterben lag, dachte sie an Rhodan und sorgte sich um ihn und fragte sich, was aus ihm und ihren gemeinsamen Sohn werden würde.

Thora hatte sich solche Gefühle nie zugestanden. Sie war aber auch keine Mutter. Im Jahr 2043 war es für relativ Unsterbliche zudem noch viel zu früh für die Fortführung einer neuen Dynastie gewesen. Da hatte sie andere Dinge vor. Sie hätte aber auch nicht als inaktive Kaiserin getaugt, die sich mit dem Aufziehen von Kindern, der Gartenpflege oder sinnlosen Gesellschaftsspielen beschäftigen wollte. Sie war Forscherin, sie war Eroberin. Das Universum bot so viele phantastische Abenteuer und Regionen, die es galt zu entdecken. Daran hing ihr Herz.

Und das war der einzige Trost in ihrer sonst so tristen Situation. Das Zeitchaos, die Temporalen Anomalien und die Tiefe des Chaos waren faszinierend. Ihr Herz schlug höher bei jedem Gedanken an dieses kosmische Wunder. Es war beängstigend und spannend zugleich. Die Auswirkungen auf ihr Leben, auf das Leben aller Existenzen waren so gewaltig, dass man schwindlig wurde, je mehr man darüber nachdachte. Doch Thora wollte sich damit beschäftigen. Sie wollte nach vorne, weiter gehen als andere, sich mit den Konsequenzen auseinandersetzen. Die Alternative wäre, eine verbitterte, mittellose, alte Schachtel zu sein, die ihrem vergangenen Ruhm hinterher trauerte.

Dann hätte sie auch gleich aus der nächsten Schleuse springen können. Doch noch wollte sie nicht aufgeben. Dazu war alles hier zu groß und sie war ein Teil davon.

Thora blickte in den Spiegel. Ihre roten Augen glänzten im künstlichen Licht des Badezimmers. Sie war zu allem entschlossen – und heute so tatkräftig, wie lange nicht mehr. Sie würde etwas tun, was sie lange nicht mehr getan hatte: Mit Galaktikern frühstücken, die ihr alle völlig zum Hals rausgingen.



Thora trug ihre schwarz-silberne Kombination, als sie den Sternenlicht-Saal betrat. Dieser befand sich an der Spitze des Milton-Turms im hinteren Mittelstück der CASSIOPEIA. Offenbar war dieser Saal für große Feste und Anlässe konstruiert, denn die knapp 12 Wesen wirkten an der viel zu langen Tafel recht verloren.

Thora überwand sich und gesellte sich zu ihnen. Der Glosneke Jeremiah Cloudsky sprang auf und begrüßte sie. Dann wandte er sich an eine alte Frau. Aufgrund derer roten Augen vermutete Thora, dass sie arkonidischer Abstammung war. Die ekelhaft beharrte Erscheinung ließ auf eine Mehendor schließen. Geldgierige Glosneken und ebenso geldgierige Springer. Sie wusste zumindest, womit sie diesen beiden einen Anreiz für eine Kooperation geben könnte.

»Darf ich die Edelste aller Edelsten, Ragana ter Camperna mit der Arkonidin Thomy bekanntmachen?«

»Thora«, korrigierte sie kühl und nickte Ragana ter Camperna zu. »Wie ich hörte, sind Sie die Matriarchin Ihrer Organisation.« Thora setzte sich. Sofort schwirrte ein Servoroboter an und ser-

vierte einen frischen Kaffee und Orangensaft. Die Mehendor sah Thora mit prüfenden Blick an.

»Sie sind dann wo dazu gestiegen?«

Thora nahm einen Croissant und strich etwas Nuss-Creme darauf. Sie biss ab, kaute bedächtig, schluckte und spülte alles mit etwas Kaffee herunter, bevor sie antwortete.

»So betrachtet stamme ich wohl aus Ihrer Vergangenheit und außerdem aus einer anderen Zeitlinie. Nun sitzen wir buchstäblich im selben Boot.«

»Aha, nun ist also auch die Zeit zerfallen. Das hat auch positive Aspekte.«

Thora blickte sich um. Ragana saß am Kopfende. Rechts neben ihr waren zwei dunkelhäutige Wesen mit einem leuchtenden Kristall auf der Stirn. Beide rochen streng. Neben Thora saß Jeremiah Cloudsky, gefolgt von Theofyr Sobrasky, einer grünhäutigen Frau mit einem tonnenförmigen Vorbau und einem Wesen mit Tellerkopf. Denen gegenüber saßen eine kräftige Frau, ein Unither und eine blauhäutige Frau. Dieser Hunter fehlte dem Gelage.

»Das ist Ihre Crew?«

»Das sind meine verbliebenen Mitarbeiter der Camperna Agency Cloud Company. Mein Raumschiff wurde in der Temporalen Anomalie vernichtet und mit ihr sind viele geliebte Freunde und Familienmitglieder gestorben.«

Für Thora klang das zu gestellt. Ragana ter Camperna schien eine sehr berechnende Frau zu sein.

»Nun und mit dieser Besatzung wollen Sie Ihre Zeitlinie wiederherstellen, wenn ich ENGUYN und Gucky richtig verstanden habe«, sagte Thora.

Der Mann ihr gegenüber nickte und

sagte: »Nein, wir sind nicht mit denen verbündet.«

Thora grübelte über die nicht zusammenpassende Gestik und Worte nach. Sie blickte fragend zu Ragana ter Camperna.

»Was mein Sohn Vopp meint, ist, dass die CASSIOPEIA von diesem ENGUYN kontrolliert wird. Diese Ratte und diese fremde Frau sind auf seiner Seite. Sie erzählen uns sehr wenig. Offenbar wissen Sie mehr darüber als wir. Ich bin eine bescheidene Geschäftsfrau, deren Unternehmung von der Liga Freier Galaktiker sabotiert wurde. Wer ersetzt mir mein Raumschiff?«

»Aber beunruhigt es niemand hier, dass sich alles verändert hat? Ihr Leben hat sich grundlegend verändert, und alles, was Sie kannten, hat aufgehört zu existieren.«

Ragana winkte ab und aß ihr Rührei.

»Ich habe vernommen, dass dieser Gucky und diese Constance beklagen, dass Perry Rhodan nicht mehr existiert.« Sie tippte sich an die Schläfe. »Als ob der jemals existiert hat. Die Cairaner hatten doch recht. Es gab niemals eine Erde und ihren Mond. Das ist lächerlich. Und jetzt ist der Beweis dafür da.«

»Ich selber war auf Terra«, stellte Thora nüchtern fest. »Es gibt diese Welt. Und sie gibt es auch in dieser Zeitlinie. Doch ich bin mit Ihrer alten Zeitlinie nicht vertraut. Gibt es dazu Geschichtsaufzeichnungen?«

Die Runde schwieg. Es war kein Wunder, dass diese Leute glaubten, die Erde würde nicht existieren. Diese Gruppe war seltsam desinteressiert und schien sehr selbstbezogen zu sein. Sie diskutierten über das Frühstück und klagten

ihr Leid, weil sie nun alles selber machen mussten. Dabei schwirrten dutzende Servoroboter herum.

Thora trank noch eine weitere Tasse Kaffee und beobachtete diese Galaktiker. Ihre quarterialen Soldaten könnten die CASSIOPEIA einfach im Handstreich einnehmen. Nur ENGUYN und Gucky waren eine Gefahr. »Ist jemand im Besitz von Konstruktionsplänen der CASSIOPEIA?«, wollte sie schließlich wissen.

Dieser Vopp schüttelte den Kopf.

»Ja, ich habe offizielle Dokumente von der Milton-Company. Ich erstelle einen Datenträger. Ich denke, dass diese Daten nicht komplett sind. ENGUYN scheint viele Geheimnisse zu haben«, erklärte Vopp.

Thora zeigte den Ansatz eines Lächelns, welches unerwidert blieb. Stattdessen leuchtete der Kristall auf der Stirn ihres Gegenübers in dunkelrot.



Nach dem Essen suchte Thora ihre Crew auf. Die Lagerräume befanden sich im Bauch des Raumschiffes. Sie schwebte einen Antigrav vom Milton-Turm langsam hinunter zum Lager, wo die 166 Offiziere und Soldaten des Quarterium in einem großen Lagerraum unterbracht waren, den sie mittels Formenergie zu einem netten Platz mit Trennwänden umfunktioniert hatten. Captain Hergox da Norian trat an sie heran. Beide waren durch ein leicht gelb schimmerndes Energiefeld voneinander getrennt. Das kantige Gesicht des ehemaligen Kommandanten der KASTILIEN wirkte entspannt. Glaubte sie, ein Lächeln auf den Lippen zu erkennen?

»Fühlen Sie und ihre Besatzung sich wohl?«

»Uns geht es den Umständen entsprechend. Doch unsere Gastgeber versorgen uns mit Lebensmitteln und Annehmlichkeiten. Wir befinden uns in einem goldenen Käfig. Das ist uns bewusst und sicherlich für jeden aufrechten Soldaten eine Qual.«

Thora hörte Gelächter im Hintergrund.

»Ich sehe die Betroffenheit Ihrer Mannschaft«, erwiderte Thora zynisch. Dann wurde sie ernst. »Ich fürchte, diese Nachricht wird jedoch die ganze Crew erschüttern. Wir sind im Jahre 5633 gelandet. Offiziell gilt die Besatzung der KASTILIEN seit 3500 Jahren als tot. Und... und auch ich gelte als tot. Das Quarterium hat eine neue Kaiserin.«

Jetzt verlor da Norian für eine Weile die Fassung. Die roten Augen trännten. Er musste begreifen, dass alle Arkoniden, die ihm etwas bedeutet hatten, schon lange tot waren. Seine Gattin, seine Kinder, seine Freunde. Thora ließ ihm den Moment der Trauer.

Leutnant Samuel Blackthorne, der ehemalige Navigator der KASTILIEN und die Funkerin Leutnant Deria Perron traten näher. Instinktiv schienen sie zu bemerken, dass etwas nicht stimmte. Da Norian drehte das Gesicht von ihnen ab und entfernte sich ein paar Schritte.

Thora blickte in die Luft.

»ENGUYN, ich muss meiner Besatzung eine wichtige Mitteilung machen. Es wäre freundlich, wenn du mich in den Raum lässt.«

Sofort erlosch der Energieschirm. Sie schritt durch die freie Passage und kurz

darauf schloss sich die Lücke wieder. Thora sah eine Kiste und stieg darauf.

»Soldaten des Quarterium! Ich habe euch wichtige Informationen mitzuteilen. Ich habe die Erkenntnis gewonnen, dass wir uns nicht mehr im Jahre 2043 befinden. Durch die Temporale Anomalie wurde unser Raumschiff in die Zeit 5633 transferiert. Für alle anderen sind also 3500 Jahre vergangen.« Jedes Besatzungsmitglied hatte Angehörige, die schon lange zu Staub zerfallen waren. Thora hob beschwichtigend die Arme.

»Ich weiß, das ist ein Schock. Doch wir sind Quarteriale. Wir sind in der Lage, damit umzugehen. Wir sind in eine Konstellation von kosmischen Ausmaß gestoßen worden. Zeitlinien sind offenbar miteinander kollidiert, und dieses Raumschiff hier, die CASSIOPEIA, reist zwischen diesen Zeiten. Wir befinden uns in einem interdimensionalen Raum mit der Bezeichnung Tiefe des Chaos. Das ist auch eine Chance für uns, kosmische Geschichte zu schreiben. Jeder von uns ist berufen, ein Abenteuer ohnegleich zu erleben. Trauert um den Verlust eurer Angehörigen, doch schaut voller Pioniergeist und mit geschärftem Verstand und Kampfbereitschaft der Zukunft entgegen. Wir sind Quarteriale und werden uns immer wieder behaupten.«

Es gab hunderte Fragen und die Stimmen überschlugen sich.

»Ruhe«, rief da Norian. »Einer nach dem anderen!«

»Können wir nicht einfach Kontakt mit dem Quarterium aufnehmen?«, rief jemand.

»Das haben wir schon getan. Doch sie glauben uns nicht. Wir sind für sie tot.

Relikte aus der Vergangenheit. Wenn wir einen Platz in der Gemeinschaft dieses 3500 Jahre älteren Quarteriums haben wollen, müssen wir ihn uns erarbeiten. Sonst landen wir als erstes in den Gefängnissen der CIP und werden dort sicherlich auch bleiben. Nein, meine tapferen Soldaten, wir sind auf uns alleine gestellt.«

Daran glaubte Thora auch selber. Ihr Ehemann Don Philippe de la Siniestro hatte sie längst vergessen und diese Mirona Thetin zur Frau genommen. Ein Weib, welches viel mächtiger war, als es Thora jemals gewesen war. Sie machte sich keine Illusionen, dass sie jetzt nur noch zweite Wahl war. Sie atmete tief durch, musste ihren Leuten Mut machen.

»Ich stehe in Kontakt mit den Kommandanten dieses Raumschiffes und habe erwirkt, dass ich mich frei bewegen kann. Sobald wir das Vertrauen dieser Fremden gewonnen haben, werdet auch ihr euch frei bewegen dürfen. Bis dahin bleibt vorbereitet.«

Sie stieg von der Kiste ab und ging auf den Energieschirm zu, der sich öffnete und sie schritt hindurch. Thora warf keinen Blick mehr zurück. Das würden die Quarterialen sonst vielleicht als Schwäche auslegen. Schließlich war sie immer noch ihre Imperatrice.



Thora musste vorsichtig sein, als sie den Korridor entlangging. Sie musste damit rechnen, dass jedes Wort von ENGUYN mitgehört wurde. Umso verwunderlicher fand sie die Nachricht von Vopp ter Camperna. Er wollte sich

mit ihr in einem Abdrucksaal treffen. Thora hatte keinen blassen Schimmer, was das war.

Sie betrat den gekennzeichneten Raum und erblickte Vopp der Camperna mit herunter gelassenen Hosen auf einer Toilettenschüssel. Das war wohl ein schlechter Scherz von diesem Onryonen. Sie machte kehrt, doch Vopp rief. »Der Raum ist abhörsicher. Der einzige Saal auf der CASSIOPEIA.«

Sie blieb stehen. Vopp ter Camperna war ein Onryone. Sie kannte das Volk nicht aus ihrer Zeit und sie wusste herzlich wenig über ihre Kultur. Wenn es zu ihrer Sitte, ihre Stuhlgänge öffentlich zu zelebrieren, dann waren sie definitiv ein Volk von Barbaren, schlimmer noch als die Terraner, die sie kannte. Thora rümpfte die Nase, als Vopp sein Gas ausstieß.

»Nehmen Sie doch Platz.«

»Ich verzichte.«

Sie lehnte sich an die Wand. Als sie mehr sah, als sie sehen wollte, drehte sie angeekelt den Kopf weg.

»Wissen Sie, in meiner Spezies ist es ganz normal«, sagte Vopp, dessen Emot-Organ in rosa leuchtete. Auch diese Gefühlslage wusste die Arkonidin nicht zu deuten.

»Kommen Sie zur Sache.«

Er pupste erneut und zeigte auf den Tisch vor ihr.

»Dort liegt eine Mikropositronik. Ich habe sie hier an diesem Ort angepasst, damit ENGUYN meine Pläne nicht entdeckt. Das Vorderteil der CASSIOPEIA ist ein eigenes Raumschiff. Das Kugelraumer-Modul kann von dem Rest abgetrennt werden und autark agieren.«

Das weckte Thoras Interesse. Sie

nahm den flachen Miniaturrechner und betrachtete das Display.

»Ich habe Arkonidisch in Schrift und Bild eingestellt, sofern Sie des Interkosmo nicht mächtig sind.«

»Das Interkosmo wurde in der Galaxis gesprochen schon lange bevor die Terraner den Weltraum erforschten«, erwiderte sie abfällig.

Sie hob das scheibenförmige Gerät hoch.

»Was kann ich damit nun genau machen?«

Vopp furzte gedehnt und dann plätscherten seine Ausscheidung gut hörbar in die Schüssel. Er ächzte dabei und zitterte. Er hielt sich an der Schüssel fest, spreizte die Beine und zappelte. Die Hausschuhe flogen nach links und rechts. Dann schrie er noch einmal und entspannte sich. Er atmete schwer.

»Das war geil...«

Thora hatte in ihrem Leben wohl noch nie so ein abstoßendes und groteskes Wesen getroffen.

»Ich fasse zusammen«, sagte sie kühl.

»Mit diesem Gerät stören Sie den Einflussbereich von ENGUYN? Ich kann meine Leute unbemerkt befreien, in den vorderen Bereich des Raumschiffes eindringen, die Steuerung übernehmen und fliehen, korrekt?«

Vopp schüttelte den Kopf: »Ja.«

Thora verdrehte die Augen.

»Und was springt für Sie dabei raus?«

»Wir kommen mit – allerdings müssen wir noch ein weiteres Gerät mitnehmen. Die sogenannte Cagehall.«

Thora wurde skeptisch.

»Wieso das?«

»Wenn ENGUYN und diese Hexe richtig liegen, so kann die Cagehall – wenn

alle acht Kosmogenen Chroniken mit ihr verbunden sind – das Zeitchaos rückgängig machen. Das würde bedeuten, dass Perry Rhodan wieder die Relevanz bekommt, die er vorher hatte. Und das würde Mami traurig machen. Mami hatte so sehr an die Nichtexistenz von Rhodan geglaubt, dass das ein Schock für sie war. Und was Mami glücklich macht, ist richtig.«

Thora war erstaunt.

»Sie wollen also die Geschichte des Universums nicht wieder reparieren, nur damit Ihre Mutter glücklich ist?«

Vopp schüttelte den Kopf. Das bedeutete wohl ja bei ihm.

Thora lächelte.

»Einverstanden.«

11. 666-Rückwärts

Der Energieschirm erlosch. Die Quartermaterialen Soldaten blickten Thora mit einer Mischung aus Verwunderung und Hochachtung an. Ihre Imperatrice hatte es geschafft. Sie hatte sie befreit.

»Schnell jetzt«, flüsterte Thora und winkte die Leute zu sich. Captain da Norian ging voran, gefolgt von Navigator Blackthorne und der zalitischen Funkerin Deria Perron. Thora wusste nicht, wie lange der Ausbruch unbemerkt bleiben würde. Dieser seltsame Onryone hatte einen Code programmiert, den der Mikropos mittels Funkwellen in das Schiffssystem einspeiste. Vopp ter Camperna hatte es so erklärt, dass er die Sensoren und innere Ortung manipuliert hatte. ENGUYN wurde also vorgespielt, dass nichts passierte. Das würde wohl so lange funktionieren, bis sich das Kugelraumer-Modul von dem Raumschiff abkoppelte. Doch dann sollte die Kontrolle gekappt werden. Es war ein Spiel auf Zeit. Sie mussten schnell handeln. Es war praktisch, dass sich die ihnen abgenommen Waffen im Lagerraum neben ihnen befanden. Thora war klar, dass die CASSIOPEIA kein

Kriegsraumschiff war und eine Waffenkammer an Bord nicht existierte. Es gab auch keine Wächter, denn der eigentliche Wächter war ENGUYN selbst.

Sie mussten nun die etwa 500 Meter bis zum Kugelraumer-Modul zu Fuß durchqueren. Thora hatte ter Camperna versprochen, ihn und seine Familie abzuholen. Doch die konnten lange warten. Das abscheuliche Schauspiel im Abdrucksaal hatte Thora klargemacht, dass sie ohne ihn besser dran waren.

Sie schritten einen langen Gang entlang, der sie durch den Mittelteil führte. Dieser Korridor war etwa sechs Meter breit, vier Meter hoch und leer. Es war niemand anzutreffen und das war gut so. An einigen Stellen wurde der Gang breiter und bildete eine Art Sammelplatz mit Zugängen zu Geschäften, Restaurants und Vergnügungseinrichtungen. Dann wurde er wieder schmaler. Das wiederholte sich einige Male. Thora vernahm an einem Wegweiser die Bezeichnung »Milton Meile«. Sie hatte nur brüchiges Wissen, doch offenbar war dieser Kulag Milton der Geldgeber für den Bau der CASSIOPEIA gewesen – und

ein Putschist. Er war jedenfalls auf der ATOSGO gestorben, doch neben dem Milton-Tower hat er also auch einen Weg nach sich benannt. Bescheiden war der jedenfalls nicht gewesen.

Das Raumschiff hatte offiziell den Zweck von Luxuskreuzfahrtreisen. Doch niemand war da, um die Geschäfte zu führen oder Reisen zu besuchen. Alle Passagiere waren ebenfalls auf der ATOSGO gestorben. Bis auf den kläglichen Rest der CACC-Leute, die so eine Art Überbleibsel einer ganzen Zeitlinie darstellten. Genauer betrachtet empfand Thora das als ziemlich armselig. Bis auf Gucky und diese Constance Zaryah Beccash hatte auch keiner den Drang, die alte Zeitlinie wieder herzustellen. Im Gegenteil, die ter Campernas wollten den Versuch sogar sabotieren. Sollten sie nur. Thora war es gleich, es war nicht ihre Zeit. Sie hatte auch nicht die Absicht, diese Cagehall mitzunehmen. Ihr Plan war es, mit dem Kugelraumer-Modul in ihre Zeit, ins Jahr 2043 zurückzukehren.

Sie würde sich zurückholen, was ihres war: Die Krone des Quarteriums. Sie war die Imperatrice und nicht diese Mirona Thetin. Thora fühlte sich beraubt. Diese Anomalie hatte ihr ihr ganzes Leben gestohlen. Und jetzt wollte sie es sich zurückholen.

Auf dem Weg zum Kugelraumer-Modul las Blackthorne die Anleitung zur Steuerung des Schiffes auf ter Campernas Mikropos. Es musste schnell gehen. Sie hatten keine Zeit des alles lange ausprobieren.

Nach endlosen 17 Minuten erreichten die ersten Soldaten den Übergang zum Kugelraumer. Schwarzgelb gestreifte

Türrahmen dürften wohl jeden Galaktiker auf einen Warnhinweis aufmerksam machen. Jetzt kamen ihr plötzlich Zweifel. War es der richtige Weg, auf eigene Faust diese Tiefe des Chaos zu erkunden? Und hätte sie nicht zumindest den Positroniker, diesen Vopp ter Camperna mitnehmen sollen? Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Thora blieb kurz am Übergang zur Schleuse stehen. Sie blickte nach oben, zur Seite und hinter sich. Dort stand Capitain da Norian und nickte ihr entschlossen zu. Also gut! Sie wandte sich wieder nach vorne und ging bis zur Konsole. Sie ließ sich von Blackthorne das Mikropos geben und hielt es davor. Ein »pling« und ein grünes »Willkommen« auf der Anzeige ließ sie aufatmen. Der Schott glitt in die Decke. Thora ging weiter. Die Lichter aktivierten sich, sobald sie den Korridor betrat. Sie hoffte, dass das Programm von ter Camperna noch so lange funktionierte, bis sie die CASSIOPEIA verließen.

Die Mannschaft machte sich sofort daran, die wichtigsten Stationen zu besetzen. Da Norian übernahm die Koordination, anhand der Informationen, die im Mikropos vorhanden waren, welches ständig von Thora zu Blackthorne und da Norian wechselte. Innerhalb weiterer 15 Minuten waren sie auf ihren Posten.

Thora setzte sich in den Kommandosessel und blickte ihre Mannschaft ernst an.

»Starten Sie.«

Blackthorne salutierte und setzte sich die Haube auf, die wohl in dieser Zeit eine Art Steuerungsmodul war. Nichts geschah. Thora verstand. »Nutzen Sie

die manuelle Steuerung«, befahl sie Blackthorne.

Offenbar bedurfte es einer speziellen Ausbildung zur Steuerung des Schiffes mit dieser Haube.

»Schleusen schließen«, rief da Norian.

»Andockvorrichtungen trennen«, war der nächste Befehl des Arkoniden.

Das androgyne Gesicht der Positronik von ENGUYN erschien als riesiges Hologramm in der Zentrale des Kugelraumer-Moduls.

»Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, dass der Diebstahl von ATHENA widerrechtlich ist? Da Sie definitiv keine Anfrage an mich gestellt haben, vermute ich, dass Sie eine Erlaubnis der Kosmogenen Chronikträgerin Constance Zaryah Beccash erhalten haben?«

»Klar doch. Wir können also starten«, meinte Thora lapidar.

Die ATHENA setzte sich in Bewegung und schwebte langsam aus der hufeisenförmigen Andockvorrichtung.

»Die Rücksprache mit der Lilim brachte kein positives Ergebnis. Ich gehe deshalb davon aus, dass Sie mich anlägen.«

»Wie kannst du es wagen, Positronik. Ich lüge niemals«, log Thora und spielte einfach nur auf Zeit.

»Eine erneute Unwahrheit. Sie sind sich offenbar der Konsequenzen Ihres Handelns nicht bewusst. Die Navigation durch die Tiefe des Chaos wird Ihnen nicht gelingen.«

Thora betrachtete die Anzeige. Die ATHENA hatte sich nun schon 15 Kilometer entfernt und mit jeder Sekunde wurden es fünf Kilometer mehr.

»Und wieso wird uns das nicht gelingen?«, wollte Thora wissen.

»Nun, zum einen müssen Sie dem Schleier der Lethe trotzen. Dieser führt zu einem Erinnerungsverlust und einer Desorientierung. Sie verlieren so gesehen die Erinnerung an Ihre eigene Existenz. Zum anderen sind es die Psionischen Wellen in der Tiefe, welche den Verlust von Vitalenergie verursachen. Sie gehen mit dem Erinnerungsverlust einher. Am Ende verlieren Sie also sowohl physische als auch mentale Energie in einem Maße, der Sie zu einem antriebslosen Wesen machen wird, welches ziellos durch die Tiefe des Chaos streifen wird.«

Thora dachte nach. Sie spürte die Blicke von Blackthorne, da Norian und Perron auf ihr ruhen. Schickte sie die Besatzung in den sicheren Tod?

»Die ATHENA wird Schutzmechanismen haben«, gab sich Thora nun trotzig.

»Das ist korrekt. Die ATHENA ist ein Teil der CASSIOPEIA. Sie verfügt über ein psionisches Schirmfeld und das Anti-Anomalien-Aggregat zum Schutz vor den Auswirkungen der Temporalen Anomalien. Doch wissen Sie, wie Sie diese einsetzen?«

Thora atmete tief durch. Damit hatte sie nicht gerechnet. Ob genau diese wichtigen Details auch in dem eilig zusammengestellten Handbuch von Vopp ter Camperna stehen würden, bezweifelte sie.

Die ATHENA war inzwischen 12.000 Kilometer von der CASSIOPEIA entfernt. Wo sollten sie eigentlich hin? Ihr Plan war, erst einmal weg, dann die ATHENA studieren, eine Temporale Anomalie finden und in die richtige Zeit und Ort zurückkehren.

Auf der Anzeige wurde ein näher

kommendes anderes Raumschiff gemeldet. Thora ließ sich die Ortungsergebnisse im Detail anzeigen. Sie erkannte die Form des Schiffes. Es war die eines Adlers –die Takhal Gud Looter.

»Ich nehme einmal an, Ihr registriert die Ankunft der ROVERSTJERNER ebenfalls« meldete sich ENGUYN in seinem sachlichen Tonfall.

»Korrekt«, bestätigte Thora und wies Blackthorne an, auf Überlichtgeschwindigkeit zu gehen.

»Nun, vielleicht erweist sich der Umstand Ihrer Kaperung noch als taktisch sinnvoll. Die ATHENA fliegt jetzt zur Welt 666-Rückwärts. Die CASSIOPEIA wird die ROVERSTJERNER ablen-

ken. Alles Weitere besprechen wir auf 666-Rückwärts.«

Thora schüttelte den Kopf. Diese Position litt offenbar unter Realitätsverlust oder sie hatte einfach eine Schraube locker. Plötzlich aber verlor die ATHENA an Geschwindigkeit.

»Ich kann nichts machen«, meldete Blackthorne und starrte verwundert auf das Display. »Das Schiff setzt einen neuen Kurs.«

Thora begriff, dass sie von Anfang an der Neugier oder Gnade von ENGUYN ausgesetzt waren. Dieser Müll von Vopp ter Camperna hatte sie nie wirklich vor ENGUYN verborgen. Dieser Onryone war ein Narr und sie ebenfalls, denn

666-Rückwärts: Die Proto-Welt 666-Rückwärts von Stefan Wepil



sie hatte ihm Glauben geschenkt. Thora krallte sich in den Knauf ihrer Armlehne. Dann seufzte sie und lehnte sich zurück. Sie konnte sowieso nichts machen. ENGUYN hatte das Sagen und sie waren nur Statisten. Vielleicht würde sich auf dieser Welt 666-Rückwärts eine Chance ergeben.

»Blackthorne, lassen Sie es gut sein. Wir überlassen ENGUYN den Flug und sehen, was uns dort erwarten wird.«

Sie hatten verloren. Vorerst!



Die ATHENA erreichte den Orbit von 666-Rückwärts. Die Welt funkelte sandfarben. Es gab nur wenig blaue Zonen, was auf wenig Wasser hindeutete.

»Der Planet hat einen Durchmesser von 7.323 Kilometern. 89 Prozent sind mit Wüste und Staub bedeckt. Es gibt drei Kontinente, die von einem dünnen Ozean getrennt werden, welcher wiederum 91 Prozent des Oberflächenwassers ausmacht. Die Welt ist entsprechend mit Wüsten geprägt«, meldete Leutnant Ernst Lutz, ein hagerer Terraner mit schütterem, blondem Haar und blauen Augen, der aus dem Harz auf Terra stammte.

»Ich empfangen ein mir unverständliches Signal. Es scheint so, als wäre es an die ATHENA gerichtet, aber es ist verschlüsselt«, sagte Funkerin Deria Perron.

»Leutnant Lutz, können Sie die Quelle lokalisieren?«

Der Mann presste die schmalen Lippen zusammen und verengte die Augen.

»Schwer, aber ich tippe auf diese Region. In einem Umkreis von 100 Kilo-

metern sollten wir fündig werden. Der Sender verschleiert seine Energiesignatur jedenfalls.«

Thora sah den Ausschnitt der Karte als großes Hologramm in der Zentrale. Wüste und nochmals Wüste. Würde sich jedoch der Absender des Signals tarnen, so war das nicht ungewöhnlich. In einer Entfernung von 981 Kilometern zu dem Radius gab es eine Oase mit Siedlungen.

»Wir bereiten ein Beiboot vor. Ich übernehme das Kommando. Da Norian, Sie halten mit Blackthorne die Stellung auf der ATHENA. Leutnants Perron und Lutz kommen mit mir.«

»Ich insistiere«, antwortete da Norian. »Das ist viel zu gefährlich.«

Thora blieb stehen und legte die Hand auf seine Schulter. So eine freundschaftliche Geste hätte sie sich eigentlich niemals erlaubt.

»Alles in dieser surrealen Welt ist gefährlich. Sie werden mich nicht immer beschützen können, Captain. Halten Sie hier die Stellung. Ich nehme 50 Soldaten mit.«

Da Norian nickte.

Die ATHENA besaß insgesamt vier Beiboote. Zwei Space-Jets und zwei Kugelraumer mit einem Durchmesser von 30 Metern. Auf 666-Rückwärts wartete nun ein neues Abenteuer auf sie. Thora erinnerte sich an ihre Vision, als sie auf diesen Maskenträger Alaska Saedelaere getroffen war. Immer mehr glaubte sie daran, dass sie in der Nacht damals bereits mit ihrem Bewusstsein mit einer Temporalen Anomalie verbunden gewesen war. Das war damals kein Zufall gewesen. Wenn sie also schon mit ihrem Geiste auf einem Planeten in der Tiefe

des Chaos gewesen war, hatte sie einen Vorteil.

In ihrem Traum waren sie auf eine Terra-Station gestoßen, in der sie einen freundlichen und hilfsbereiten Roboter mit der Bezeichnung Mr. Terrapedia getroffen hatten. Und sie waren zuvor von Banditen angegriffen worden. Es galt also diese Banditen zu meiden und solch eine Terra-Station zu finden.

Der Kreuzer verließ den Hangar und steuerte auf die Oberfläche. Außer Sand und noch mal Sand war dort wenig Bedeutsames. Es gab Dünen, sandige Berge und endlose Täler aus steinigem Sand. Nur vereinzelt waren kleine Oasen mit blauem Wasser und grünen Pflanzen zu sehen. Achtbeinige Arachnoiden tummelten sich dort und versuchten große Insekten mit violetten Flügeln zu fangen.

Die nächste Oase war mit Häusern besiedelt. Es waren vielleicht zwanzig Gebäude. Sie lag in einem Tal und war von Erhebungen, die die Bezeichnung Berg nicht verdienten, umgeben. Der Kreuzer landete hinter dem Hügel. Sie waren noch etwa zwei Kilometer entfernt. Thora ließ einen Shiftpanzer und zwei Gleiter bemannen. Drei Leute blieben beim Kreuzer zurück. Die Gleiter überquerten die natürliche Anhöhe und landeten vor dem Dorf. Es war niemand zu sehen. Thora, Leutnant Perron und Leutnant Lutz stiegen aus und sahen sich um. Der Sand blies ihnen unangenehm ins Gesicht und die Sonne brannte schon jetzt.

Endlich kam ihnen ein humanoides Wesen entgegen. Es war in Lumpen gekleidet, Kopf und Gesicht waren von Tüchern bedeckt.

Sie sagte etwas auf Interkosmo, dann auf arkonidisch, doch das Wesen antwortete nicht. Thora ließ den aktivierten Translator laufen, der rasselte die Grußformel in dutzenden Sprachen weiter, doch das verummte Wesen ging gebeugt an ihr vorbei. Es war gruselig. Nun kamen zwanzig, dreißig weitere Wesen, allesamt Humanoiden, und streiften in gebückter Haltung an ihnen vorbei. Einige murmelten etwas, andere waren stumm. Sie schienen einer gewissen Route zu folgen, denn sie wanderten durch die Siedlung hindurch und dann drumherum und wiederholten diese Prozedur.

»Die Scanner zeigen, dass ihre Vitalwerte sehr gering sind. Einige dürften praktisch gar nicht mehr am Leben sein«, meldete Ernst Lutz.

»Sind sie menschenähnlich?«, wollte Thora wissen.

»Sehr sogar. Sie haben definitiv DNS von Terranern und Arkoniden in sich. Viele zumindest.«

Lutz seufzte und schwieg. Auch Thora lief ein Schauer über den Rücken. Diese trostlosen Gestalten waren einmal Menschen gewesen. Was war mit ihnen geschehen? Wie waren sie auf diesem öden Planeten gelandet – und was hatte sie zu diesen Zombies gemacht? Einer von ihnen brach vor Thoras Augen zusammen. Er sackte auf die Knie. Thoras Herz pochte höher. Instinktiv beugte sie sich herab und wollte dem Wesen hoch helfen. Wieso tat sie das nur? Das war doch nicht sie selbst. Das Quarterium vertrat die Ideologie des Starken und sie wollte einem schwachen Wesen auf die Beine helfen? Das musste diese andere Thora sein. Anders konnte sie es sich

nicht erklären. Es half aber nichts, denn das Wesen brach erneut zusammen, schlug mit dem Gesicht auf den sandigen Boden auf und blieb einfach liegen.

Die anderen gingen teilnahmslos vorbei oder darüber. In dieser Siedlung würden sie keine Antworten erhalten.

»Gibt es noch weitere Siedlungen?«, wollte Thora wissen.

Leutnant Lutz schüttelte den Kopf.

»Gut, dann gehen wir den Radius, den wir nicht orten können. Sofern dieser ENGUYN die Wahrheit sagte, sollte sich dort eine Terra-Station befinden. Wieso hatte er uns sonst hierher geschickt?«

Sie stiegen in die Gleiter. Thora entschied, die 1.000 Kilometer mit den Gleitern zurückzulegen und den Kreuzer als Reserve bei der Oase zu belassen. Eintausend Kilometer bedeute einen Flug von etwa einer Stunde, und sie wollte die Station nicht gleich auf ihr Ankommen mit einem Kreuzer aufmerksam machen.



Thora überkam ein sonderbares Gefühl der Verwirrtheit. Was wollten sie hier noch einmal, und wie hieß dieser Planet? Sie atmete tief durch. Möglicherweise hatte ENGUYN recht und sie konnten die Schiffe nicht korrekt bedienen. Sie konnten in dieser lebensfeindlichen Umgebung jedenfalls nicht endlos verbleiben. Vielleicht wäre die Nutzung des Kreuzers die weisere Entscheidung gewesen. Als ob kleine Gleiter der Ortung dieser Terra-Station entgehen würden. Sie flogen in einer offenen Wüste entlang. Thora verwünschte sich für ihre Dummheit. War es zu spät, um umzu-

kehren? Wo waren sie überhaupt? Sie blickte auf ein Display, was anzeigte, dass sie noch 218 Kilometer von ihrem Ziel entfernt waren. Sie wusste aber nicht mehr, wie viel sie zurückgelegt hatten und was eigentlich ihr genaues Ziel war. Doch, wusste sie. Sie hatte es ja eben gesagt. Hatte sie doch? Thora schüttelte sich. War das dieses Schleiers der Lethe? Wenn ja, dann hatte sie seine Auswirkungen wohl unterschätzt.

»Wir kehren zum Kreuzer zurück.«

»Aber wir sind fast da«, wandte Perron ein.

»Keine Widerrede. Der Kreuzer verwendet die Technologie der CASSIOPEIA und schützt uns vor dem Raub der Vitalenergie und diesem Schleier der Lethe. Sofort jetzt.«

Einer der Gleiter driftete ab. Leutnant Deria Perron funkte ihn an, dann setzte der Gleiter mehr oder weniger Sanft auf den Boden auf. Leutnant Lutz gähnte und wirkte fahrig. Das war fatal, denn er steuerte ihren Gleiter. Thora zwängte sich nach vorne und schob Lutz zur Seite. Dann hielt sie den Gleiter an. Der Shiftpanzer stoppte nun ebenfalls.

Sie hatten Halt in einer steinigen Wüste gemacht. Es gab hier nur große Steine, einige Felsen und ansonsten Sand. Die Außentemperatur maß nun schon 51 Grad Celsius und war lebensfeindlich. An Bord gab es nicht genügend Schutzanzüge. Gemeinsam mit ihr waren es 48 Quarteriale, die jetzt mitten in der Wüste gestrandet waren.

Thora aktivierte das Interkom.

»Thora an ATHENA-Beiboot. Holen Sie uns unverzüglich ab.«

Keine Antwort.

Thora wiederholte ihre Anfrage.

Auch diese blieb unbeantwortet.

»Thora an ATHENA. Das ist ein Notfall.«

Ein Schatten legte sich über sie. Sie beobachtete, wie die Sonne am Boden einem länglichen Umriss wich. Thora legte den Kopf in den Nacken und blickte in den Himmel. Über ihnen schob sich ein walzenförmiges Raumschiff entlang. Es war laut, denn das Metall knarzte und knackte. Die Legierung war rostig braun und das ganze Schiff wirkte zusammengefleckt. »Leutnant Lutz, was können Sie sagen?«

Auch er antwortete nicht, sondern schnarchte. Aus dem Schiff kamen nun mehrere Beiboote, die zielgerichtet neben den zwei Gleitern landeten. Es waren zwei Kugelraumer mit vielen Antennen auf der Oberfläche und zwei rechteckige Schiffe, die genauso zusammengefleckt und rostig wirkten, wie ihr Mutterschiff.

»Was sollen wir tun? Kämpfen?«, fragte Deria Perron.

Thora schüttelte den Kopf.

»Unter normalen Umständen schon, doch die Hälfte der Besatzung ist vermutlich desorientiert und geschwächt.«

Doch was war die Alternative? Einfach kapitulieren? Sollte das der erste Eindruck des Quarteriums in der Tiefe des Chaos sein? Ein Haufen Schwächlinge? Nein!

»Der Rest kann aber noch kämpfen. Alle verfügbaren Soldaten sollen sich bereithalten, sollten die Verhandlungen scheitern.«

Thora stieg aus und die Hitze war erdrückend. Aus dem rechteckigen Schiff traten ebenfalls einige Gestalten. Es waren vier Leute, sie hatten zwei Arme

und zwei Beine und trugen ein Durcheinander an Uniformen, die aussehen, als seien sie aus mehreren Rüstungssets zusammengestellt worden.

Ein Wesen war groß, mit einer orangefarbenen Irokesenfrisur und blauer Haut. Das zweite Wesen war kleiner und trug am ganzen Leib Bandagen. Das Gesicht war ebenso bandagiert, nur eine schwarze Brille und ein Atemgerät mit Schläuchen deutete auf die Position der Seh- und Riechorgane hin.

Der Dritte hatte einen schirmförmigen Hut, war Mensch und trug außer weißen Unterhosen nichts. Sein ganzer Körper war verschmutzt. Der letzte schien eine Art Anführer zu sein. Nicht, weil er groß oder kräftig wäre, nein, das war er nicht. Er war unscheinbar, hielt sich im Hintergrund und beobachtete sie mit kleinen, braunen Knopfaugen. Das Wesen war kein Mensch, es ähnelte er einer Nacktmulle mit zwei großen Nagezähnen.

Thora stellte sich vor die Gruppe. Aus dem Shift stiegen fünf Quarteriale, aus jedem Gleiter noch einmal jeweils zwei. Damit hatte sie neun kampfbereite Soldaten. Sie hatte auf deutlich mehr gehofft.

Thora stellte sich breitbeinig vor sie, stemmte die Hände in die Hüfte und versuchte Macht zu demonstrieren.

»Wer von euch versteht mich?«

Das Wesen mit dem Gesicht der Nacktmulle trat hervor.

»Ich verstehe euch. Wir können also die Bedingungen eurer Kapitulation verhandeln. Es geht auch schnell. Sie ist bedingungslos.«

Das Nagetierwesen kicherte und die anderen drei lachten lauthals mit.

Thora kämpft in der Oase von 666-Rückwärts von Foto Povolen



»Ihr seid sowas von bedingungslos, kapiert?«, rief der Große mit dem Irokesenschnitt.

Thora blickte ihn verständnislos an. Dann wandte sie sich wieder dem Wesen mit den großen Vorderzähnen zu.

»Ihr missversteht eure Position. In diesem Shiftpanzer befinden sich 30 kampferfahrene Soldaten. Mein Raumschiff befindet sich im Orbit. Ein weiteres Beiboot auf dieser Welt. Ihr zieht besser eurer Wege.«

Die Nacktmulle zuckte mit der Nase und sah eher komisch aus, doch sie war ernst: »Spielt Ihr damit auf den Kreuzer aus Salkrit-Legierung bei der Oase an? Diesen haben wir erledigt. So viel Salkrit. Das ist so wertvoll.«

Die Ratte kicherte. Sie trat an Thora heran und schnupperte an ihr. Sie roch seinen unangenehmen Eigengeruch und wandte den Kopf ab.

»Wisst Ihr den Vorteil von Salkrit? So sagt es große Ayatollah of Rock'n'Rolla!«

Die letzten Worte schrie das Wesen und die anderen drei stimmten ehrfürchtig ein.

»Salkrit schützt uns davor, in den Zeiten verloren zu gehen. Salkrit schützt uns auch vor dem Vergessen und dem Raub unserer Lebensenergie. Es ist das Heilmittel in der Tiefe des Chaos. Wir sammeln das Metall, wo es nur geht. So sagt es der große Ayatollah of Rock'n'Rolla!«

»Der große Ayatollah of Rock'n'Rolla!«, wiederholten die anderen.

Das Nagetierwesen wanderte umher, dann sprang es auf alle Viere und grub sich in den Sand, um ein paar Meter später wieder aus dem Boden zu kommen. »Der Ayatollah of Rock'n'Rolla

nahm mich von diesem Planeten und schenkte mir ein neues Leben. Sein Wort ist Gesetz, seine Worte sind weise und wir Deep Raider folgen ihm. Amen, denn er ist der große Ayatollah of Rock'n'Rolla!«

»Nun, dann fordere ich, mit diesem Ayatollah zu sprechen.«

Alle lachten sie aus. Sie lachten Thora da Zoltral einfach aus. So sehr war sie noch nie in ihrem Leben gedemütigt worden. Sie ballte die Fäuste. Dann öffnete sie die rechte Faust, zog ihren Strahler und schoss alle vier nieder. Jetzt würden sie nicht mehr über sie lachen! Jetzt war sie es, die lachte, sie, die Imperatrice des Solaren Imperiums!

Sie mussten hier weg. Thora sah, wie zwei andere Soldaten müde in den Shiftpanzer schlurften.

»Lady Thora, hier ist es so heiß. Lassen Sie uns doch in den Gleiter gehen und etwas ausruhen, ja?«, schlug ein Soldat vor.

Ausruhen? Das klang nicht schlecht. Woher kam diese Lethargie. Das musste der Raub der Vitalenergie sein.

Nein, sie riss sich zusammen.

»Durchsucht die Rüstungen und die Schiffe. Offenbar scheint Salkrit uns zu schützen.«

Doch sie wusste nicht, was Salkrit war. Offenbar eine Art von Metall? Sie konnte es nicht. Dabei hatte sie eine wissenschaftliche Ausbildung genossen.

Plötzlich donnerte es und ein Energiestrahler rauschte aus dem großen Walzenschiff und zerstörte ihren Shiftpanzer. Thora wurde durch die Druckwelle zu Boden geschleudert.

Sie konnte nicht glauben, was sie sah. Mit einem Schuss waren 35 quarteriale

Soldaten getötet worden. Aus den beiden gelandeten Schiffen stürmten weitere Deep Raider heraus und eröffneten das Feuer. Der zweite Gleiter explodierte. Thora begriff sofort, dass es vorbei war. Sie rannte in den Gleiter, wartete noch auf Perron und flog los. Sechs weitere Soldaten waren dort drinnen gestorben. Sie eingeschlossen waren noch sieben Soldaten am Leben, davon vier jedoch im schläfrigen und müden Zustand.

Sie mussten fliehen. Sie beschleunigten den Gleiter, doch sie wusste, dass es töricht war, denn wenn sie eine funktionierende Ortung besaßen, würden sie den Gleiter nicht verlieren. Es sei denn, sie erreichten die Zone, die vor der Ortung geschützt wurde.

»Perron, sorgen Sie dafür, dass Lutz wieder fit wird. Wir brauchen ihn vielleicht.«



Es wurde Nacht als sie eine Oase erreichten und Halt machten. Thora stieg aus dem Gleiter aus. Leutnant Ernst Lutz war mit allen Aufputzmitteln, die das Medo-Kit aufzubieten hatte, vollgepumpt. Thora betrachtete die felsige Umgebung. Davor und dahinter lagen kleine Bäche. Die Flora war jedoch sehr spärlich. Sie blickte in den Himmel und sah die Sterne oder Planeten. Sie wusste die Ausdehnung der Tiefe des Chaos nicht. Ganz in der Nähe lag jedenfalls ein kosmischer Nebel, der goldrot über dieser Welt lag. Er sah schön aus.

Die Temperatur war auf 38 Grad gesunken. Sie blickte Leutnant Lutz erwartungsvoll an.

»Nach meinen Berechnungen und der Anzeige des Ortungsgeräts sind wir nur noch wenige Kilometer von der Zone, die keine Ortung erlaubte entfernt.«

»Dann beeilen wir uns. Alle einsteigen.«

Der Boden bebte.

»Los!«, rief Thora. Doch aus dem Sand brach ein riesiges Insekt mit zwei mächtigen Kiefernzangen hervor. Der Kopf war flach und länglich. Sie erkannte ein kleines Beinpaar dahinter, gefolgt von einem noch größeren. Der Hinterleib des Insektoiden wirkte wie eine dicke Blase. Thora versteckte sich hinter einem Felsen und feuerte mit ihrem Strahler auf ihn. Doch die grünen Energiestrahlen schienen zu verpuffen. Das Wesen sah in dem Gleiter offenbar eine Art Angreifer. Es stieß das Vehikel um und zertrümmerte das Cockpit. Eine Explosion zischte aus dem Inneren des Gleiters und ließ das Insektenwesen Abstand nehmen. Thora schoss weiter, und als die Anderen ebenfalls das Feuer eröffneten, brach das Insektenwesen zusammen und blieb regungslos liegen.

Thora betrachtete den Gleiter und seufzte.

»Da ist nichts zu machen, Lady Thora«, sagte Leutnant Lutz. »Im Cockpit gab es einen Kurzschluss.« Er trat gegen das Blech.

»Sammelt alles, was ihr tragen könnt«, entschied Thora. »Wir gehen zu Fuß weiter. Hier sind wir eine zu gute Beute für unsere Verfolger und andere Kreaturen.«

Die Gruppe von sieben Quarterialen brach auf.

Epilog – Die IVANHOE II

Die Sonne brannte gnadenlos auf ihre Köpfe nieder. Thora hatte Durst, schrecklichen Durst. Die Kehle tat weh. Jeder Schritt fiel ihr schwer.

Sie blickte zu Leutnant Lutz und Peron, denen es ähnlich ging. Nur sie drei waren von den 48 quarterialen Soldaten noch übrig geblieben. Mit sieben Leuten waren sie entkommen, von denen vier vor Erschöpfung in der endlosen Wüste zurückgeblieben waren. Thora schallte sich eine Närrin. Sie hatte die Hälfte ihrer Besatzung geopfert. Wenn sie noch wüsste, wo die anderen waren, dann würde sie sie warnen.

Sie gingen endlos durch diese Wüste. Immer weiter. Einfach nur geradeaus. Oder anderswo hin. Es war eigentlich egal.

Wer waren nochmal die beiden, die neben ihr gingen? Ach ja, Lutz und Peron. Sie war Thora.

Sie wusste nicht, ob der Durst ihr mehr zu schaffen machte, der Raub der Vitalenergie oder der Schleier der Lethe. Vermutlich alles auf einmal.

Beinahe hoffte sie schon darauf, dass die Deep Raider sie finden würden. So bestand immerhin die Chance auf Rettung – oder auf einen schnellen Tod.

Wäre doch nur Perry hier. Er würde sie retten. Ja, ihr geliebter Perry, dieser sture Terraner.

Moment Mal, wer ist Perry? Ihr Ehemann war doch ... Ja, wer war das? Sie wusste es nicht mehr.

Die Sonne!

Die Hitze!

Der Durst!

Wasser!

Sie blickte zu den beiden neben ihr. Wer waren die?

Ihre Knie wurden plötzlich weich, als ob sie einen schweren Sack voller Steine tragen würde. Die Last war so groß.

»Fürchte dich nicht. Ich bin dein Hucup. Ich geleite dich in deine neue Existenz.«

Jeder Schritt fiel ihr schwer, war quälend, und dazu kam der erdrückende Schmerz auf den Schultern, der Durst und die Vergesslichkeit.

Ihr Blick war getrübt, sie sah nur noch verschwommen. Neben ihr zwei Schatten. Jetzt nur noch einer. Sie blickte zurück und sah einen Umriss im Sand liegen, den sie selber nur noch verschwommen wahrnahm. Gelb und blau, die ineinander übergingen.

Komm, einen Schritt weiter und weiter.

Sie sank auf die Knie.

Vor sich sah sie etwas Großes auf sich zukommen. Es war unklar, was es war. Sie war nicht mehr in der Lage, richtig zu sehen.

Sie hörte das Summen eines Motors, der Umriss hielt vor ihr. Dann wurde sie von beiden Seiten an den Armen gepackt, hochgezogen und in etwas hineingebracht. Ein kurzer Schmerz im Arm. Es war offenbar eine Injektion. Sie hörte schleifende Geräusche, konnte es aber nicht zuordnen. Die Last auf den Schultern und dem Rücken war gewichen.

»Keine Sorge, ich habe Ihnen soeben einen richtigen Muntermacher injiziert. Trinken Sie«, hörte sie eine freundliche, irgendwie metallisch klingende Stimme.

Ihr Blick wurde klarer. Sie sah in ein Robotergesicht. Die Haut war silbern, der Kopf oval und zwei große, rote Augen blickten sie an.

»Du ... Du bist ein Roboter ...«, flüsterte Thora.

»Ihre Auffassungsgabe entspricht dem eines Kleinkinds, bravo!«

Der Roboter war außerdem sarkastisch.

»Kennen Sie Ihren Namen?«, fragte er und reichte ihr eine Flasche Wasser.

Sie leerte diese in drei hastigen Zügen und hustete anschließend.

»Sie sind dehydriert. Lassen Sie es langsam angehen.«

»Mein Name«, flüsterte sie. Die Kehle war rau, das Sprechen fiel ihr schwer, denn die Kehle schmerzte. »Wo ... Besatzung?«

»Wir haben zwei von Ihrer Crew mit Ihnen zusammen gefunden. Ihr Zustand ist stabil. Weitere Crewmitglieder sind nicht am Leben. Die ATHENA befindet sich auch nicht mehr im Orbit von 666-Rückwärts. Wir vermuten, dass sie zurück zur CASSIOPEIA berufen wurde, als die Raumschiffe der Deep-Raider hier auftauchten. Sie wissen nicht, wer Sie sind, oder?«

Thora starrte den Roboter mit dem starren Gesicht und den großen roten Augen an. Dennoch wirkte es so, als würde er sie mit einem sanften Lächeln bedenken.

»Thora da Zoltral ist mein Name. Ich bin ... oder vielmehr war die Imperatrice des Quarterium.«

Jemand im vorderen Bereich prustete.

»Ich bitte den Zwischenruf meines Freundes zu entschuldigen. Ihre Angaben sind verwirrend und resultieren

zweifelloos aus den Nachwirkungen des Schleiers der Lethe. Wir kennen das Quarterium nur zu gut und wissen, dass Thora da Zoltral niemals Kaiserin dieses Imperiums war. Thora da Zoltral war die Ehefrau von Perry Rhodan und starb bereits vor 3.500 Jahren.«

»Erzähl mir was Neues, Blechbirne. Wo bin ich und wo bringt ihr mich hin?«

Thora richtete sich auf. Sie befand sich in einem Gleiter, dessen Kuppeldach transparent war. Vor ihr saßen zwei Männer. Der eine wirkte wie ein Terraner, doch sie konnte nur sein dunkelblondes, langes Haar erkennen. Der Beifahrer war groß, kräftig und hatte eine Glatze.

Neben diesem Gleiter schwebte ein zweites Vehikel, welches offenbar ihre beiden Crewmitglieder transportierte. Sie erkannte in der Kanzel ein tellerköpfiges, blaues Wesen. Eine blonde Frau schien sich auf dem Rücksitz um die beiden zu kümmern.

»Ich frage nicht noch einmal«, sagte Thora barsch.

»Na, hier haben wir uns ja ein Schätzchen an Bord geholt. Lady, wie wäre es erst einmal mit einem kleinen Dankeschön?«

Der Terraner drehte sich zu ihr herum und grinste schelmisch.

»Wer sagt mir, dass Ihr nicht genauso ein Gesindel wie die Deep Raider seid?«

»Wir sollten sie wieder in der Wüste aussetzen«, schlug der Beifahrer vor. »Und schau gefälligst nach vorne«, rügte er den Terraner.

Der zuckte mit den Schultern.

»Da ist nur Wüste. Außer die Terra-Station. Moment ...« Der Terraner schien etwas zu kontrollieren. »Jupp,

wir sind jetzt im Wirkungsbereich der Terra-Station.«

»Nun, dann wiederhole ich meine Frage«, meinte der Roboter. »Wer sind Sie?«

»Du scheinst eine Fehlfunktion zu haben. Ich bin Thora da Zoltral de la Siniestro, bis 2043 Imperatrice des Quarterium. Und ja, ich wurde über eine Temporale Anomalie ins Jahre 5633 gerissen. Das ist für mich schon schwer zu verarbeiten, aber ihr scheint ja noch begriffsstutziger zu als die hohlen Deep Raider zu sein!«

»Die hat Feuer«, meinte der Große.

»Wir fliegen also zu einer Terra-Station und ...« Sie stockte, als sie von weitem eine große, runde Silhouette erkannte. Je näher sie dorthin flogen, desto deutlicher war, dass es sich um das Wrack eines riesigen Kugelraumers handelte, der im Sand gelandet war. Der Schweif des Schiffes ragte in die Luft. Thora erkannte den Raumschiffstyp sofort. Nur ein Supremo-Raumer des Quarteriums hatte diese Verlängerung des Ringwulstes.

»Das ... das? Was geht hier vor?«

»Nun, die Terra-Station von 666-Rückwärts wurde im Schatten des Wracks unseres Raumschiffes errichtet.«

»Eures Raumschiffes?«

Thora lachte abfällig. Das war Eigentum des Quarterium.

»Ja, wir haben es damals geklaut. Das waren noch Zeiten«, sagte der große Glatzkopf.

Thora lachte erneut und diesmal schriller als gedacht. Sie glaubte diesen drei komischen Figuren kein Wort. Und doch lag vor ihnen dieser gewaltige Ku-

gelraumer. Vor ihm sah sie ein Gebäude, vielleicht 50 Meter lang. Das musste die Terra-Station sein. Sie erkannte sie wieder. So sah auch das Gebäude aus, welches sie in ihrer Vision mit dem Mascenträger aufgesucht hatte.

Die Terra-Station hatte ein breites, flaches Dach, das von vier schrägen Säulen getragen wurde. Darunter befand sich das eigentliche Gebäude, welches sich in einen Art Diner, eine Werkstatt und einen Verkaufsshop aufteilte.

Damals hatte sie in dem Diner etwas mit diesem seltsamen Alaska Saedelaere getrunken. Damals ... Das war doch nur ein paar Tage her. Und doch waren mehr als 3500 Jahre vergangen.

Zur linken und rechten Seite lagen zwei runde Landeplattformen für kleinere Raumschiffe. Eine Gangway führte geschwungen von jeder Plattform zum Eingang der Terra-Station.

Das Gebäude wirkte so winzig vor der Kulisse des gewaltigen Supremo-Raumers, der überall Einschusslöcher und Abschürfungen auf dem Metall aufwies.

Sie erkannte nun den Namen des Raumschiffes, der in roten Lettern in Interkosmo auf der Außenhülle stand: IVANHOE II.

»Nun, wenn Sie tatsächlich Thora sind, so sind wir Ihnen ebenfalls eine Vorstellung schuldig«, sagte der Roboter. »Der Fahrer mit dem schelmischen Grinsen ist Mathew Wallace. Sein Beifahrer der Oxtorner Irwan Dove. Ich bin ein Posbi und höre auf den Namen Lorif. Wir gehören zur Crew der IVANHOE II und sind ebenso wie Sie in der Tiefe des Chaos gestrandet...«

Vorschau

Im nächsten Roman gehen wir im Detail auf das Wesen ein, welcher offenbar die Fäden in den Zeiten in den Händen hält.

Es ist der ZEITFAMULUS. Das ist auch der Titel, den Nils Hirseland in DOR-GON 128 ausgewählt hat.

Glossar

Das geheime königliche Treffen

Im Jahre 1776 fand ein geheimes Treffen im Schloss von Eutin statt. Es wurde von dem Kammerdiener Gustav Larsen im Auftrag des Ylorsfürsten Medvecâ ausgetragen, um einen geheimen Bund zur Förderung von Don Philippe de la Siniestro zu gründen. Ziel war, eine finanzielle Förderung für diesen Geheimbund zu sichern. Die Teilnehmer waren:

- König Friedrich II. von Preußen
- Königin Maria Theresia von Österreich-Ungarn

- Zarin Katharina II. von Russland
- Capitaine Lafayette aus Frankreich
- Herzog Friedrich August vom Herzogtum Oldenburg
- Marquese de la Siniestro (der Vater von Don Philippe)
- Aurec

Bis auf Lafayette und Aurec stimmten alle Beteiligten einer Finanzierung zu. Aurec war klar, dass dies eine Zeitmanipulation war.

Die Deep Raider

Die Deep Raider waren eine Organisation von Plünderern in der Tiefe des Chaos. . Ihr Anführer war der Ayatollah of Rock'n'Rolla. Sie verfügten über alte, meist zusammengeschusterte Raum-

schiffe und waren auf der Suche nach dem hyperkristallischen Salkrit, da es wohl vor dem Erinnerungsverlust und dem Verlust von Vitalenergie schützt.

Die Deep Raider waren wild und roh.

666-Rückwärts

Der Planet 666-Rückwärts hatte einen Durchmesser von 7.323 Kilometern. 89 Prozent der Oberfläche waren von Wüsten bedeckt. Es existierten drei Kontinente, die von einem dünnen Ozean getrennt wurden, welcher wiederum 91

Prozent des gesamten Oberflächenwassers ausmachte. Die Welt war entsprechend von Wüsten geprägt.

Es gab dort eine Terra-Station. Außerdem befand sich dort das Wrack der IVANHOE II.

Impressum



Die DORGON-Serie ist eine Publikation der
PERRY RHODAN-FanZentrale e. V., Rastatt (Amtsgericht Mannheim, VR 520740)
vertreten durch Nils Hirseland, Redder 15, 23730 Sierksdorf
www.dorgon.net

Autor: Nils Hirseland

Titelbild: Gaby Hylla

Innenillustrationen: Roland Wolf, Raimund Peter, Stefan Wepil, Foto Povolen

Lektorat: Arndt Büssing

Korrekturat: Arndt Büssing, Alexandra Trinley

Layout, Cover und digitale Formate: Burkhard Lieverkus

Sofern nicht anders vermerkt, bedarf die Vervielfältigung, Verbreitung und
öffentliche Wiedergabe der schriftlichen Genehmigung der Rechteinhaber.

Perry Rhodan®, Atlan®, Ichu Tolot®, Reginald Bull® und Gucky®
sind eingetragene Marken der Heinrich Bauer Verlag KG, Hamburg.